

Camener Zeitung

Volksfreund für Camen und Umgegend.

Expedition von J. Brombach in Camen.

Camen.

32. Jahrgang.

Abonnementspreis
für diese 3 mal wöchentlich
erscheinende Zeitung mit
der Illustr. Beilage „Der
Zeitspiegel“ viertel-
jährlich 1 Mark
prämumerando.

Durch die Post bezogen
1 Mark 25 Pfg.

Einzeln Nummer 10 Pfg.

Erstes Blatt.

Der Reichstag und die Zechenverkäufe.

Als letzter Punkt stand auf der Donnerstag-Tagesordnung die sozialdemokratische Interpellation:

„Welche Maßnahmen gedenkt der Herr Reichskanzler zu ergreifen, um die durch Bergwerksbesitzungen, Mitglieder des Kohlenbündnisses, im Ruhrrevier veranlaßte Ausbeutung von Kohlengruben und die dadurch hervorgerufene Arbeitslosigkeit unter den Bergarbeitern zu beseitigen, sowie die damit verknüpfte Existenzvernichtung von Bauern, Handwerkern und Geschäftsleuten jener Gegend zu verhindern?“

Staatssekretär Graf Posadowsky:

Der Reichskanzler lehnt die Beantwortung der Interpellation ab, weil diejenigen Maßnahmen, die gegen die Stilllegung von Kohlenzechen ergriffen werden können, sich nur auf das preussische Berggesetz in seiner gegenwärtigen oder in einer künftigen Fassung stützen, weil ferner diejenigen Maßnahmen, die gegenüber den sozialpolitischen Folgen der Stilllegung von Zechen etwa zu ergreifen sind, nur von den zuständigen Landesregierungen ergriffen werden können. (Der Staatssekretär Graf Posadowsky verläßt den Saal.)

Singer (soz.-dem.) beantragt die Beforschung.

Mit den Sozialdemokraten, Freisinnigen und Antisemiten erhebt sich auch fast das ganze Zentrum einschließlich des Abg. Stöckel und ein Teil der National-Liberalen. Damit ist die Besprechung geschlossen.

Abg. Hue (soz.-dem.)

Die Verhandlung im Landtage hat die Erregung nicht beschwichtigt, im Gegenteil, sie ist nur größer geworden. Die Erregung bei der Bevölkerung, die mit dem Bergbau verknüpft ist und genau weiß, ob eine Förderung noch möglich ist, beweist, daß es sich um unaufrichtige Vorgänge handelt. Die Generatversammlungen der Zechen, die Bergwerksbesitzer selbst, strafen die Behauptungen der Herren Silber und Veumer, daß es sich um unrentable Gruben handle. Es ist lediglich die Folge der Syndikatspolitik. Es verlangt niemand, daß eine unrentable Grube weiter betrieben werden soll. Wir Sozialdemokraten begrüßen jeden wirtschaftlichen Fortschritt; wir wären die ersten, die die Stilllegungen der Zechen begrüßen würden, wenn sie einen wirtschaftlichen Fortschritt darstellten. Wir sind an sich ja auch nicht Gegner des Syndikats. Ich habe vor einigen Monaten in den Sozialistischen Monatsheften ja einen Artikel geschrieben, aus dem die Bergwerksbesitzer Kapital geschlagen hat. Aber diese Syndikatspolitik ist unheilvoll. Herr Behrens, der als Privatperson ein feingebildeter Mensch ist, an dessen Tür kein Armer vorbeigeht, ohne beschenkt zu werden, macht durch einen einzigen Federstrich ganze Gegenden zu Dedländerien. Das ist eben ein Gebot der ökonomischen Notwendigkeit.

Da frage ich: welche Mittel hat denn eigentlich heute der Staat, die Herren vom Syndikat zu verhindern, alle die 66 Gruben stillzulegen? Es handelt sich da um eine Förderung von rund 12 Millionen Tonnen. Da beruft man sich im Abgeordnetenhaus auf die kleinen Augenbesitzer. Ja, die haben nur ein wenig zu sagen. Von 104 Werken haben 16 in der Zechenversammlung die Majorität. Glauben Sie, wir wissen nicht, wie die kleinen Augenbesitzer ausgebeutet werden durch künstliche Zuschüsse? Abgeordneter Silber sagt, die Aktien-Gesellschaften hätten keinen Augen vom Stilllegen. Das müssen merkwürdige Geschäftsleute sein! Der Geschäftsbericht der Zeche Montebria, die 1902 Steingatt angelauft hat und sofort stillgelegt, erklärt ausdrücklich: der Ankauf dieser Zeche hat sich als durchaus vorteilhaft erwiesen; denn trotz gefallener Preise, gestiegener Löhne und erheblich gewachsener Lasten könne man dieselbe Dividende wie für 1902 verteilen. Andere Berichte sprechen davon, daß in ein paar Jahren durch die Erhöhung der Beteiligungsziffer, die ganzen Ankaufskosten herausgewirtschaftet seien. Es wären noch viel mehr Zechen stillgelegt, wenn nicht die Öffentlichkeit sich geregt hätte. Wenn Minister Möller selbst unter den Leuten säße, die durch diese Syndikatspolitik um ihr teuer erworbenes Eigentum gekommen sind, dann möchte ich wissen, welche „Theaterpartie“ ihn befallen würde. Nur 32 Ze-

chen mit nur 20 000 Mann Belegschaft legt man ja bloß still. Man bestreitet es, aber auf derartige Mitteilungen eines Grubenvorstandes, wie z. B. des von Zeche Eiberg, ist absolut nichts zu geben. Die Generalversammlungen haben zu bestimmen. Bei der Zeche Steingatt hat man noch 1901 zum Bau von Arbeiterwohnungen angeregt, die Gemeinde Altdorf hat 200 000 Mark Schulden. Ähnlich ist es bei Bielefeld Tiefbau. Ist das erlaubt? Was ist eigentlich rentabel nach der Ansicht der Herren? Als 1900 die Zeche Altenberg nur 75 Prozent Dividende verteilte, da klagte ein Aktionär in der Generalversammlung über die hohen Arbeiterlöhne. Die Durchschnittsdividende der 16 größten Aktiengesellschaften im Ruhrrevier beträgt 14 Prozent gegen 13 Prozent im vorigen Jahre. Das deutsche Volk kann verlangen, daß das nationale Vermögen nicht vergeudet wird. Das selbe Schauspiel muß man auch erwarten beim Kalisyndikat. Da droht die Überführung der Anteile in ausländische Hände. Die Landwirtschaft zahlt viel zu teuer an das Syndikat. Sie hätten mir geglaubt, ein solches Schauspiel zu erleben wie jetzt im Ruhrrevier, daß die kleinen Bürger, die Bauern, die Arbeiter scharf machen. Beim Stahlwerksverband wird es genau so gehen. Auf einem großen Eisenwerk in Rheinland-Westfalen werden schon Anstalten getroffen, um die seit Jahrzehnten betriebene Fabrikation einem lothringischen Werk zu überweisen. Wo bleiben da die Arbeiter, wo bleiben die Gemeinden? Wir erblicken das letzte Heilmittel in der Verstaatlichung der Bergwerke, der Bergwerkskapitalisation, aber bis dahin dürfen wir nicht unermessliche nationale Reichtümer der Verderbnis anheimfallen lassen, bis dahin ist der Staat verpflichtet, sie mit allen Mitteln zu retten. Darf man sich da auf Kompetenzbedenken zurückziehen? Das bedeutet doch die vollständige Kapitulation vor dem Kohlenbündnis. Wir haben die Verpflichtung, das schwer bedrohte, teuer erworbene Eigentum der armen Leute zu schützen. Will der Reichstag sich ohnmächtig erklären, das bürgerliche Eigentum, das bürgerliche Recht zu wahren? Warten Sie sich aus, was daraus folgen würde. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Abg. Graf Kanitz (cons.)

Es kann zweifelhaft sein, ob die vorliegende Frage vor den Landtag oder vor den Reichstag gehört; Mittel zur Abhilfe können allerdings nur im Wege der Landesgesetzgebung ergriffen werden; und darum haben wir gegen die Besprechung der Interpellation gestimmt. Die Angelegenheit ist eine überaus wichtige. Die Sozialdemokraten wollen die Verstaatlichung der Bergwerke; aber wer soll sie kaufen, Reich oder Staat? Würde das Reich sie kaufen, so würden uns dafür Preise abgefordert, daß uns die Augen übergehen. Die Ursache der Misamität, über die wir uns unterhalten, ist das neue Statut des Kohlenbündnisses. Es ist richtig, daß eine Reihe von Zechen seit Jahr und Tag mit Verlust arbeiten. Der Geheimrevisor Dr. Schulz-Buchum hat nachgewiesen, daß eine Zeche, „Maria Anna“, in den letzten Jahren 7 Millionen Mark Zuschuß erfordert hat. Die Stilllegung ist also bei manchen Zechen früher oder später eine naturgemäße Notwendigkeit. Es ist ein natürlicher Vorgang, daß die großen, aufstehenden Zechen die minder gut situierten aufkaufen, um ihr Förderquantum zu erhöhen. Von einer Verringerung des § 65 des preussischen Berggesetzes verpfeiche ich mir keinen Erfolg. Ein auf Grund dieses Paragraphen eingeleitetes Verfahren kann unter Umständen drei Jahre dauern. Und was dann, wenn der Besitzer den Prozeß verliert? Soll dann der Staat das Werk übernehmen? Das Geld, das das kosten würde, würde besser zur Hebung der Lage der Arbeiter verwandt. Es ist die Verstaatlichung angeregt. Soll der Staat nur einzelne Zechen erwerben oder den ganzen Bergbau? Bergarbeiter, daß die preussische Regierung das Kohlenbündnis erst großgezogen hat! (Sehr richtig!) bei den Sozialdemokraten. Die Eisenbahnverwaltung war die erste, die sich vom Syndikat die Preise vorschreiben ließ und sich seinen Wünschen fügte. (Hört, hört!) bei den Sozialdemokraten. Deshalb verpfeiche ich mir von einem Eingreifen des Fiskus sehr wenig, und die Verstaatlichung einzelner Zechen hätte keinen Zweck. Soll aber der ganze Kohlenbergbau erworben werden, so frage ich, wie das geschehen könnte. (Abg. Bebel: Durch ein Expropriationsgesetz.) Für ein derartiges Verfahren wäre eine Mehrheit nicht zu haben. Einfacher wäre es doch wohl, die Kohlenwerke erst einmal billiger zu machen, indem man im Wege einer Erhöhung der Eisenbahntarife einen Druck auf das Syndikat ausübt. Ich kann mich aber mit dem Gedanken der Verstaatlichung der Bergwerke nicht befreunden. Rich-

tiger wäre es, das Kohlenbündnis zur Verringerung seiner Politik zu veranlassen; eine mit dem gehörigen Nachdruck verbundene Mahnung der Regierung, die neuen Bestimmungen des Statuts zu überdenken, würde genügen.

Abg. Dr. Vahem (Btr.)

Es handelt sich in der Tat um ein Vorgehen, wie es in die Lebensgewohnheiten und Lebenshaltung weiter Kreise noch nie so tief eingegriffen hat. Nicht das Stillegehen an sich ist das Entscheidende und Beunruhigende, sondern das plötzliche und das unerhörte rasche Tempo, und daß auch Zechen stillgelegt werden, die zwar weniger, aber doch noch abbaufähig sind. Die Beunruhigung ist in vollem Maße berechtigt. Diese Fragen rühren doch an die Reichsgesetzgebung heran. Beim bürgerlichen Gesetz hatte der Reichstag mit großer Mehrheit in einer Resolution die reichsgesetzliche Regelung der Berggesetzgebung verlangt. Jedenfalls ist sodann das Reich für die Syndikatsgesetzgebung kompetent. Diese kann keine verfassungsmäßige sein. Die gegenwärtigen Vorgänge fordern eine Beschleunigung der Syndikatsgesetzgebung und geben Fingerzeige. Man kann Normativ- und Minimalbedingungen für Syndikatsverträge vorschreiben. Man kann Vorschriften treffen, die eine Vergütung nationaler Bodenschätze, wie sie jetzt stattfindet, verhindern. Man kann Vorschriften treffen gegenüber solchen billigen Auslandsverträgen, die den Wettbewerb unserer Industrie erschweren. Daß unsere Industrie zur Beschäftigung unserer Arbeiter für den Export arbeitet und dazu billig exportiert, damit sich selbstverständlich einverstanden. Es darf aber nicht gestattet werden, daß das Förderquantum nach dem Ausland durch Veranziehung galizischer usw. Arbeiter vermehrt wird. Als Entgelt für den Ruhen, den die Bergwerksverwaltungen durch die Stilllegung weniger rentabler Zechen haben, kann man ihnen Lasten auferlegen, um die sozialen Schäden, die aus der Stilllegung folgen, auszuräumen, nicht den einzelnen Zechen, sondern dem Syndikat, dessen Politik die Ursache dieser Schäden ist. Beim Syndikat vermischt man den sozialen Geist vollständig. Dieser Mangel muß durch die staatliche und Reichsgesetzgebung ergänzt werden. Ein staatlicher Kommissar muß eingreifen, wo den sozialen Anforderungen der heutigen Zeit nicht entsprochen wird. Die Vorgänge im Ruhrrevier zeigen, daß man mit der Schaffung eines einschneidenden Syndikatsgesetzes nicht länger zögern darf.

Abg. Dr. Sattler (natl.)

verwahrt seine Freunde aus dem Abgeordnetenhaus gegen die Angriffe des Abg. Hue. Er erkennt durchaus die schwierige Lage der beteiligten Bevölkerung, für deren Seelsorge er übrigens der Abg. Hue bezeichnenderweise in diesem Falle eingetreten sei (Hört, hört!), und der Gemeinden an. Man muß unterscheiden zwischen den Zechen, die nicht einmal die eigenen Betriebskosten decken, und denen, die noch einen, wenn auch nicht erheblichen Mehrertrag bringen. Bei den ersteren, die gottlob nicht große Arbeitermassen beschäftigen, ist nur die Frage, wie man die nachteiligen Folgen der Stilllegung mildern kann. Bei der zweiten Klasse ist zu erwägen, ob nicht die Stilllegung verhindert oder verschoben werden kann. Die Wirkung des Kohlenbündnisses ist zum Teil günstig, zum Teil ungünstig gewesen. Seine Existenz hat die Stilllegung einer Anzahl von Zechen hinauszugeschoben, seine Haltung hat dafür gesorgt, daß in den Zeiten der Kohlennot die Preise nicht zu hoch waren. Die Stilllegung anderer Zechen hat das Syndikat andererseits beschleunigt, und es drückt, wie befürchtet wird, den unabhängigen Händlerstand zu einem beauftragten herab. Nun die Mittel zur Abhilfe gegenüber den jetzigen Vorgängen. Es kommt in Betracht, daß es sich hier um die Ausübung des Bergregals handelt, das vom Staate verliehen wird. Der § 65 des Berggesetzes bietet auch in weitesther Auslegung nur einen mindesten sehr langsamen und nicht sehr wirksamen Schutz. Aber der Staat hat auch andere Mittel. Er hat schon in dem Eisenbahnmonopol eine große Waffe in der Hand. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist das von der Regierung vorgeschlagene Verfahren, durch Ausübung von Kommissaren möglichst auf die Milderung der Schäden durch Verhandlungen mit den Beteiligten hinzuwirken, dasjenige, was am meisten Erfolg haben wird. Eine Neigung zu scharfem geschlichen Maßnahmen aber wird verstärkt, je weniger man hiermit erreicht. Die Kartellensquete hat für das Kohlenbündnis ein günstiges Zeugnis erbracht. Die wirtschaftlichen und technischen Vorteile der Syndikatsbildungen können

nicht geleugnet werden, und die Tendenz der Zeit geht nur einmal dahin. Sie haben auch ganz gewiß ihr unbestreitbares Verdienst um die industrielle und wirtschaftliche Entwicklung, aber in sozialpolitischer Beziehung können sie große Nachteile entwerfen durch Aufsaugung des Mittelstandes. Es ist ferner bedenklich, wenn so große Mächte sich zusammenscharen; denn die finanzielle und wirtschaftliche Bedeutung hat auch unzweifelhaft ihre politische Tragweite. Wenn solche große Vereinigungen sich zusammenschließen, so bilden sie ein Machtzentrum, welches auch von der allgemeinen Politik sehr zu beachten ist. Es ist in der Tat nicht ohne Bedenken, wenn sich eine gewisse Tendenz zur Herstellung von Zuständen bildet, wie sie sich in diesen Verbänden geltend machen, da darin eine kolossale politische Gewalt läge. Man hat vorgeschlagen, durch Ankauf von Bergwerken in Westfalen durch den Staat eine Milderung herbeizuführen. Alzuviel kann man sich davon nicht versprechen, weil sehr wenig gut rentierende Bergwerke zu kaufen sind und weil der Staatsbetrieb dem Privatbetrieb gegenüber in der Regel in finanzieller Beziehung sich im Nachteil befindet. Andererseits hat man nach der Verstaatlichung der Bergwerke gerufen. Es hat aber die höchsten Bedenken, wenn man neben der kolossalen Masse von Eisenbahn- und Postbeamten und Arbeitern nun auch noch die außerordentlich große Menge der im Bergwerk beschäftigten zu Staatsbeamten und Arbeitern machen will. Das kann man nur mit den größten Bedenken ansehen, und ob diese Gefahr akut werden wird, das hängt hauptsächlich von dem Verhalten der Leiter des Syndikats ab. Wenn diese nicht einseitig ihre eigenen Vorteile ausnützen, sondern auch auf die allgemeinen Interessen und die der anderen Industriezweige Rücksicht nehmen, ist zu hoffen, daß die Gefahr großer einschneidender Maßnahmen nicht akut wird. Je rückwärtslofer die Leiter vorgehen, desto näher kommt die Gefahr großer einschneidender Maßnahmen. Ich schließe mit der Warnung vor Ueber-treibung der in den Syndikaten liegenden großen wirtschaftlichen und damit auch politischen Macht. (Beifall.)

Abg. Gothein (Frl. Bg.)

Die Sozialdemokratie ist zu ihrer Aktion hier legitimiert durch das preussische Wahlgesetz, das sie dort ausschließt. Der Syndikatsvertrag ist die natürliche ökonomische Folge der Neigung zur Ueberproduktion und seine ganz natürliche Folge die jetzigen Vorgänge. Der gleichen kam schon früher vor. Beim freien Wettbewerb wäre ein Teil der Zechen schon vor einigen Jahren stillgelegt worden. Trotz meiner wenig freundlichen Stimmung gegen das Kohlenbündnis muß ich das objektiv anerkennen. Was soll nun der Staat tun? Der § 65 ist ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Das Recht der Enteignung gibt er dem Staat nicht, wie Graf Kanitz annimmt. Er ist ja auch in den 40 Jahren, die er besteht, nie angewendet worden. Die Verstaatlichung ist nicht zu wünschen. Die Technik der Staatsbergwerke steht nicht auf der Höhe der Privatwerke. Die technischen Fortschritte werden stets durch die Privatbetriebe gemacht. Der Staat hat die Syndikate in jeder Weise unterstützt. Er trägt arge Mitschuld an den Folgen. Herr Dr. Vahem hat einen tiefen Blick in den geheimnisvollen Schrein seines Freundes Dr. Spahn getan, in dem ja seit drei Jahren der Entwurf eines Syndikatsgesetzes ruht, aber was er hervorgeholt hat, ist nicht sehr geeignet zur Abhilfe. Von der Weisheit des Staatskommissars verpfeiche ich mir nicht viel. Das Verbot des Ankaufs und Stilllegens! Ja, will er Trübsalbildung statt des Syndikats? Das wäre die Folge. Die billigen Auslandsverträge! Sehr schön, aber bitte etwas braver! Vorschläge dazu. Das Verbot der ausländischen Arbeiter! Ja, will Herr Vahem seiner Liebe zur Ausnahme-gesetzgebung gemäß die Polen (sehr gut!) so weit gehen, daß die polnischen Arbeiter aus dem Ruhrrevier ausgewiesen wird? Und dann kann doch auch einmal eine Zeit der Kohlennot kommen. Will er dann auch eine Polennot? Das einzig brauchbare Mittel, das Syndikat zu einer maßvollen Politik zu führen, ist die Schaffung einer möglichst großen Konkurrenz. Freilich ist da die Welt schon zum großen Teil weggegeben, aber der Staat sollte einen großen Teil der Gruben im Ruhrrevier erwerben und die Konkurrenz durch die Eisenbahnfrachtpolitik fördern.

Abg. Dr. Wiemer (Frl. Bg.)

Die Regierung hält sich zu sehr in Schwei-gen. Weitere Aufklärung über die tatsächlichen Verhältnisse ist notwendig. Die Kommission muß möglichst rasch arbeiten und den Bericht der Öffentlichkeit unterbreiten.

Der japanisch-russische Krieg.

Auf dem Kriegsschauplatz sind in den letzten Tagen — amtlichen russischen Berichten zufolge — keine Veränderungen eingetreten. In Port Arthur und Nintchwang sowie am Jalu war alles ruhig.

Vom Rücktritt des Statthalters Alexejew ist, wie die „Russische Telegraphen-Agentur“ mitteilt, offiziell nichts bekannt.

Aus Nordkorea berichtet General Kaschafinski vom Dienstag, daß am Jalu alles ruhig ist. Gegenüber Gotschi und weiter oberhalb führen die Japaner Erdbebenstationen auf. Die Zahl der japanischen Truppen nimmt zu, und sie ziehen sich nach Widschu hin zusammen. Gleichzeitig rücken sie längs des Jalu nach Norden weiter. Die Lichter von japanischen Kriegsschiffen wurden von Kosakenposten in der Bucht von Tjintaisi, gegenüber dem Dorfe Polinsa, 25 Werst westlich von Tatungfu, bemerkt. Die Schiffe stehen in einer Entfernung von ungefähr 50 Werst von der Küste. Wie General Kaschafinski meldet, sind japanische Schiffe auch bei Sontschon gesehen worden.

Am Jalu finden, wie „Reuters Bureau“ aus Söl berichtet, ständige Vorpostengefechte statt. Auf japanischer Seite wird die Zahl der Russen am Jalufluß auf 50 000 Mann geschätzt.

Der Eisenbahnerstreik in Ungarn.

Der Zustand der Angestellten an den ungarischen Staatsbahnen schneidet tief ein in das wirtschaftliche Leben Ungarns. Darüber hinaus werden bei der großen Bedeutung des ungarischen Eisenbahnverkehrs für die Vermittlung von Beziehungen zwischen den Balkanländern mit dem übrigen Europa, besonders auch die Handelsinteressen im Deutschen Reich und in Oesterreich durch die Unterbindung des Verkehrs auf den ungarischen Staatsbahnen erheblich beeinträchtigt, weit mehr als im vorigen Winter durch den Zustand der Eisenbahnangestellten in Amsterdam.

Die unmittelbare Veranlassung zu dem plötzlichen Ausbruch des Streiks in der Nacht zum Mittwoch war der Entschluß der Eisenbahnverwaltung, am Dienstag Nachmittag vom Dienst zu suspendieren den Stationschef Stellvertreter des Budapester Westbahnhofes Johann Sarlay, den Stationschef der Budapester Engelsfelder Station Josef Galudy, ferner die Beamten des Rasthofer Rangierbahnhofs Paul Turcsanyi und Emmerich Fazekas, sowie den Lokomotivführer Racio. Diese sollen die eigentlichen Führer der Bewegung gewesen sein und seit einigen Tagen eine rege agitatorische Tätigkeit entwickelt haben. Durch diese vom Dienst suspendierten Beamten wurde zunächst auf dem Besten Vorortbahnhof Ratos die Anweisung zum Anhalten eines Zuges gegeben, und von dort telegraphisch alsbald nach allen Richtungen der Winde die Aufforderung an die Eisenbahnangestellten verbreitet, die Züge anzuhalten. Die Folge dieser Parole war am Mittwoch das Ausbleiben sämtlicher Eisenbahnzüge in Pest. Der Verkehr von Wien nach Ungarn ist seit Mittwoch nur noch mit Dampfboot oder über die Südbahn möglich. Am Mittwoch Abend traf auch kein einziger Zug auf der Südbahn mehr ein. Vereinzelt wurden bis in die Nähe von Budapest Eisenbahnzüge geführt, die ausschließlich Eisenbahnangestellte als Delegierte zur Teilnahme an dem Kongreß der Eisenbahnangestellten in die Landeshauptstadt beförderten.

Unter den Ausständigen rief am Mittwoch Abend die Versicherung Tiszas im Abgeordnetenhaus, daß die Ordnung selbst mit den Bajonetten wiederhergestellt werden würde, Befürchtung hervor. Die Ausständigen versichern, daß sie den Dienst nicht eher aufnehmen wollen, bis ihnen ihre Gehaltsforderungen unverändert bewilligt und Straßlosigkeit für alle Ausständigen zugesichert sei. Unter den Streikenden aber scheint schon starke Uneinigkeit zu herrschen. Nach dem Bekanntwerden der Erklärung der Regierungsvertreter im Abgeordnetenhaus vereinigten sich etwa 8000 Ausständige zu einer Versammlung, in der von den Führern der Streikenden beschlossen wurde, die bisherigen beiden Führer, Turcsanyi und Tölösi, die zu Verrätern an der Sache wurden, zu hofkottieren.

Ein weitgehendes Entgegenkommen hat die Regierung den Ausständigen trotz der ministeriellen Erklärungen im Abgeordnetenhaus bewiesen. Der frühere Staatssekretär Abg. Börs legte am Mittwoch dem Streikkomitee die Einleitung von Verhandlungen nahe. Zunächst lehnten die Ausständigen jede Verhandlung ab, bis die verhafteten Streikenden freigelassen seien. Auf das Geheiß des Abg. Börs verfügte hierauf der Oberstadthauptmann Rudnay die Freilassung der Verhafteten. Nimmehr begannen die Verhandlungen. Börs erklärte, daß er als Vertrauensmann, der die Intentionen der Regierung kenne, erschienen sei. Nach längeren Beratungen begab sich Börs in der Nacht zum Donnerstag um Mitternacht zum Handelsminister Hieronymi und kehrte sodann zur Fortsetzung der Verhandlungen zurück. Er teilte, wie „Wolffs Bureau“ aus Pest berichtet, dem Streikkomitee mit, daß die Regierung geneigt sei, den Ausständigen völlige

Straßlosigkeit zu gewähren. Die Abhaltung der zu Donnerstag einberufenen Landesversammlung werde gestattet und der Gesetzentwurf über die Gehaltsregelung bis nach Abhaltung der zweiten Landesversammlung verschoben werden. Die Regierung sei auch geneigt, die Gründung eines Landesverbandes der Eisenbahnbeamten zu genehmigen und werde über die Regelung des Dienstes Vorschläge machen. Die Forderung der im Mai auszuhaltenden Zuschläge solle bewilligt werden. Die Mitglieder des Streikkomitees erklärten, daß sie von diesen Mitteilungen Kenntnis nähmen, jedoch keinerlei Garantie für die Beendigung des Streikes übernehmen könnten. Ein Teil des Streikkomitees war geneigt, für die Annahme dieser Bedingungen einzutreten.

Deutschland.

Der Reichstag beendete am Donnerstag zunächst die Beratung des Etats für die ostasiatische Expedition, die im wesentlichen nach den Kommissionsbeschlüssen erledigt wurde. Ein nochmals vom Kriegsminister v. Einem gemachter Versuch, noch mehr von der Regierungsförderung zu retten, als ein Antrag des Zentrums und der Nationalliberalen zugestanden, blieb erfolglos. — Es folgte die Interpellation der Sozialdemokraten betr. Stilllegung von Kohlenzügen im Ruhrrevier, über deren Verlauf wir in einem besonderen Artikel ausführlich berichten.

Der Budgetkommission des Reichstages ist eine Zusammenstellung der vom Reichstag vorgenommenen Abstriche beim ordentlichen Etat zugegangen. Diese betragen in den Rechnungsjahren 1880 bis 1903 bei den fortdauernden Ausgaben 40 744 734 Mk., bei den einmaligen Ausgaben 106 289 335 Mk., zusammen also über 147 Millionen Mark. Der 20jährige Durchschnitt der Abstriche beläuft sich von 1884 bis 1903 auf 65 000 000 Mark, der zehnjährige Durchschnitt von 1884-95 bis 1903 auf 8 400 000 Mark.

Zu Abgeordnetenhaus nahm wider Erwarten die Beratung des Etats des Finanzministeriums eine volle Sitzung in Anspruch, und mußte dann noch vertagt werden. Die Erörterung drehte sich um die Mittel, den Kurs der deutschen Reichs- und der preussischen Anleihen zu heben. Die Kritik war aber in der Hauptsache eine negative, insofern als man sich über die Ursachen des schlechten Standes unserer Konsols einigermaßen über die Mittel zur Abhilfe. Scharf wurde ziemlich von allen Seiten Stellung genommen gegen den in der Budgetkommission angekündigten Plan der Regierung, die Sparkassen zwangsweise zur Anlegung eines erheblichen Bestandes ihrer Mittel in Inhaberpapieren zu veranlassen. Man erklärte es zwar für wünschenswert, daß eine solche Anlage im Interesse der Liquidität der Sparkassengelder in größerem Umfang erfolgen solle, lehnte es aber ab, die Sparkassenangelegenheiten aus irgend welchem anderen Interesse zu behandeln als in dem der Sparkassen und Sparrer selbst. In zweiter Linie stand die Polenpolitik.

In einer Abendigung setzte das Haus die Erörterung über dieselben Gegenstände fort, und erledigte den Etat bis auf die Position, welche zur Errichtung eines Kaiserlich-schlosses in Polen eine größere Summe verlangt. Diese Position wurde auf Antrag des Grafen Limburg-Solms an die Budgetkommission zurückverwiesen. Samstag soll der Etat zu Ende geführt werden.

(Nicht ebenbürtig.) Zu den von uns wiedergegebenen Mitteilungen der Lippeischen Landeszeitung über den Ausschluß des Grafen Leopold von Lippe, des Sohnes des Grafenregenten, aus der Reihe der Fürstlichkeiten beim Begräbnis der verstorbenen Fürstin Sophie zu Karlsruhe bemerkt die offiziöse Badische Landeszeitung:

Der badische Hof vertritt, gleich den anderen deutschen Höfen, die Ansicht, daß die Söhne des Grafenregenten Ernst zur Lippe-Biesterfeld, zu denen der Graf Leopold zählt, auch nach Erlaß des Schiedsspruches, der ihren Vater zur Regenschaft in Lippe berief, als ebenbürtig und thronfolgeberechtigt nicht anzuerkennen sind. Der Dresdener Schiedsspruch hat bekanntlich diese Frage offen gelassen. Graf Leopold ist in keiner Weise als ebenbürtig und successionsfähig legitimiert und hatte somit, nach Ansicht des Karlsruher Hofes, keinen Anspruch darauf, mit den Fürstlichkeiten zu rangieren und unter ihnen seinen Platz zu nehmen. Dieser seiner Ansicht hat der Karlsruher Hof durch die bei der Trauerfeier am 9. April d. J. getroffenen Dispositionen praktischen Ausdruck gegeben. Ob der Graf Leopold bei der Dresdener Trauerfeier für den verstorbenen König Albert anders behandelt worden ist, wissen wir nicht; wir wollen die Mitteilung vorläufig als richtig annehmen. Jedenfalls hat dieser Umstand die Haltung des Karlsruher Hofes nicht beeinflussen können.

Bekanntlich wird auch die Ebenbürtigkeit des Grafen Ernst zur Lippe-Biesterfeld von vielen fürstlichen Personen trotz des Schiedsspruches des Königs Albert, der ihm die Ebenbürtigkeit zuerkennt, heftig bestritten.

Westfalen und Rheinland.

Camen, 23. April. (Die Gastpflicht des Gastwirts für Unfälle im Gastzimmer.) Das Oberlandesgericht in Hamm hat soeben in Uebereinstimmung mit dem Landgericht Essen eine bemerkenswerte Entscheidung getroffen. Es handelt sich um folgenden Tatbestand: Eine Hausfrau saß am 2. Mai 1900 mit ihrem Sohne als Gast in einer Wirtschaft in Bulmke bei Gelsenkirchen. Sie behauptet, ihr sei bei dieser Gelegenheit ein eingerahmtes Bild, welches über dem Wirtschaftstisch auf einem Wandgesimse aufgestellt war, auf den Kopf gefallen. Infolge der hierdurch entstandenen Erschütterung sei sie erkrankt und arbeitsunfähig geworden, sodaß sie seitdem nicht mehr in der Lage sei, ihrem Gewerbe nachzugehen und einen Verdienstausschlag von monatlich 120 Mk. erleide, den sie auf dem Klagewege von dem Wirt ersetzt haben will. — Der Beklagte behauptet jedoch, die Klägerin habe den Unfall nur erfunden, um ihn, den Beklagten, zu pressen. Sollte aber das Bild wirklich von dem Gesimse gefallen sein, so sei dies nicht die Folge des unvorsichtigen Aufstellens des Bildes, sondern jedenfalls dadurch bewirkt worden, daß die Klägerin und ihr Sohn sich unbesugter Weise an dem Bilde zu schaffen gemacht hätten. Schließlich sei die angeblich verminderte Erwerbsfähigkeit lediglich auf einen Schlaganfall zurückzuführen, den die Klägerin erlitten habe. Eine Zahrlässigkeit könne zudem in dem Aufstellen des Bildes auf ein Wandgesimse nicht erblickt werden. Das Landgericht Essen und das Oberlandesgericht Hamm haben die Klägerin aus folgenden beachtenswerten Gesichtspunkten abgewiesen: Der Beklagte habe als Gastwirt die vertragliche Verpflichtung, für die Unversehrtheit seiner Gäste während ihres Aufenthaltes in seinem Gastzimmer Sorge zu tragen. Er würde demnach, vorausgesetzt, daß die Behauptungen der Klägerin zutreffend wären, für den Schaden verantwortlich sein, welcher der Klägerin durch das Herabfallen des Bildes entstanden ist, da in dem Aufstellen eines mit einem Holzrahmen versehenen Bildes auf einem glatten Holzgesimse ein Außerachtlassen der im Verkehr erforderlichen Sorgfalt gefunden werden müsse. Dies sei namentlich der Fall mit Rücksicht darauf, daß jeder Gast sich in der Lage befinde, ein derartig angebrachtes Bild von dem Gesimse herunterzunehmen und daß so die Gefahr bestehe, daß das Bild unachtsam wieder aufgestellt werde. Bei dem Bestreiten des Beklagten sei es die Sache der Klägerin, die Voraussetzungen für ihren Anspruch nachzuweisen, also insbesondere darzutun, daß ihr das Bild auf den Kopf gefallen und hierdurch ihre Erwerbsunfähigkeit herbeigeführt sei. In beiden Fällen liege die Klägerin beweispflichtig. Auf Grund der ärztlichen Aussagen müsse die Behauptung des Beklagten unterstellt werden, daß die Klägerin ihn in betrügerischer Absicht zur Zahlung einer Rente heranziehen wollte. In zweiter Linie sei auch zu berücksichtigen, daß die Klägerin schon seit Jahren unter Ermüdungserscheinungen erkrankt sei und daß zweifellos hierauf die jetzige Erwerbsunfähigkeit zurückgeführt werden müsse.

Camen, 23. April. Unsere städtische Töchter-Schule feierte gestern in sinniger Weise das 25jährige Jubiläum ihrer ersten Lehrerin, Fräulein Margarethe Böhrer. Nachdem die Schülerinnen und Freundinnen der Jubilarin ihre Glückwünsche dargebracht hatten, fand in dem größeren Schulzimmer der Rektoratschule der eigentliche Festakt statt. Hier waren die Schülerinnen versammelt, als die Jubilarin, begleitet von den Mitgliedern des Kuratoriums und den Lehrern der Schule, eintrat. Mit Choralgesang und Gebet leitete Herr Rektor Kiel die Feier ein und begrüßte dann in längerer Ansprache die Jubilarin. Mit Uebereinstimmung eines Blumenbuketts nahm sich ihr darauf eine Schülerin und sprach in poetischer Form die Wünsche der Schülerinnen aus für die treue Lehrerin. Auch von den Mitgliedern des Kuratoriums, Herrn Bürgermeister von Basse und Herrn Pastor em. Preßburg, wurden anerkennende dankende Worte an die tiefbewegte Jubilarin gerichtet und ihr die besten Wünsche zum festlichen Tage ausgesprochen. Verschiedene von Herrn Lehrer Bohoff geleitete Viederbanden die verschiedenen Teile der Feier. — Am Nachmittag wanderten die Schülerinnen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen zum festlichen Kaffe nach Klosterkötter, wo die Stunden in fröhlichem Zusammensein mit der Jubilarin rasch verschwanden. Fräulein Böhrer hat mit großer Hingebung und Treue 25 Jahre lang ihr Amt verwaltet und all ihre Kraft ihren Schülerinnen gewidmet. Möge ihr noch lange vergönnt sein, ihre Arbeit mit Lust und Freude zu verrichten und die Liebe und Dankbarkeit ihrer Schülerinnen ihr die Würde erleichtern und versüßen.

Camen, 23. April. (Kirmes.) Unsere Frühlings-Kirmes, welche am Donnerstag stattfand, hatte sich dieses Mal eines besonders schönen Wetters zu erfreuen. Der Besuch war ein ziemlich reger, namentlich am Nachmittag; immerhin kann man wohl behaupten, daß früher bei gleich gutem Wetter, der Verkehr an diesem Tage auf dem Marktplatz schon bedeutend stärker war. Wenn diese Erscheinung als eine Folge der allgemeinen wirtschaftlichen Depression betrachtet wird, so dürfte das zutreffend sein. Im Uebrigen zeigte die Kirmes wieder das Gesicht wie ihre Vorgängerinnen. An Bu-

den und ohrenbetäubendem Lärm war kein Mangel. Von besonderen Störungen ist nichts bekannt geworden, es wird also wohl alles gut abgelaufen sein.

Camen, 23. April. (Verschiedenes.) Als Tag der Uebergabe des Kaiser Wilhelm-Denkmals auf Hohenlyburg an die Provinz ist der 3. August d. J. in Aussicht genommen worden. Von diesem Tage ab wird die Beschäftigung des Denkmals freigegeben. Herrn Landrat v. Stard hier soll für sein Entgegenkommen und seine hervorragende Mitarbeit anlässlich der Denkmalsweihe eine Pegasische Bismarckbüste mit kurzer Widmung und Namenszeichnung der Mitglieder des engeren Ausschusses gestiftet werden.

Mit Rücksicht auf die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Anträge auf Bewilligung von Hausfassungen, und da die jährlich wiederkehrenden Anträge von Wohltätigkeitsanstalten eine Stellung von besonderer Bedeutung einnehmen, hat der Oberpräsident der Provinz Westfalen die untergeordneten Behörden seines Bezirks ersucht, bei Vorlage der Gesuche von Wohltätigkeitsanstalten, denen in den letzten Jahren regelmäßig Hausfassungen bewilligt sind, sich eingehend über das vorliegende Bedürfnis und besonders auch darüber zu äußern, ob dem Mangel an den erforderlichen Mitteln nicht etwa durch Erhöhung der Pflegegebühren abgeholfen werden kann und ob es nicht genügt, wenn die Hausfassung ein um das andere Jahr oder in ganz besonderen Fällen innerhalb je 3 Jahren zweimal bewilligt wird.

Im Evangelischen Männer- und Jünglingsverein soll am Sonntag Abend 8 Uhr die Generalversammlung für das 2. Quartal dieses Jahres abgehalten werden. Da wichtige Beratungen stattfinden werden, werden die Mitglieder auch auf diesem Wege freundlichst aufgefordert, zahlreich zu erscheinen.

Die „Vergarbeiter-Zeitung“ veröffentlicht folgendes Rundschreiben des Anapfischtsvereins:

Bochum, den 13. April 1904.
An die Herren Anapfischtsvereine.
Durch die Einstellung bzw. Einschränkung einiger Betrieben werden manche erwerbslose Leute verurteilt, den Lohnausfall durch Krankengeld teilweise zu decken.
Wir bitten daher dringend die Krankenkassen, den der in Frage kommenden Betrieben besonders genau zu untersuchen und etwa zweifelhafte Kranke zur Nachuntersuchung zu melden.

Für den Vorstand des Allgemeinen Anapfischtsvereins.
Die Verwaltung:
D. Hoffmann. Böhrne.

Die Zeitung knüpft daran die Bemerkung: „Wir halten das Rundschreiben, das uns mit der Bitte, es zu veröffentlichen, zugehrt wurde, auch für die denkbar schwerste Beleidigung der Ärzte, denn es erniedrigt sie an die ernstliche Erfüllung ihrer Pflicht, was wir uns selbstverständlich halten.“ Das Rundschreiben ist aber auch geeignet, den gesamten Vergarbeiterstand in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen.

Die Zeit der Kirchenglocken ist gekommen. In Stadt und Land sind über Nacht an einer Reihe von Kirchenglocken die glänzenden Blüten erwacht und lachen der Sonne entgegen. Nun weht nicht lange mehr dünn, und aus dem hellen Grün lugen die roten, schmachtenden Früchte, die so viele Liebhaber haben.

? Völsfeld, 22. April. Der polizeiliche Mitherr, über welchen wir kürzlich berichteten, hat nimmehr zur Suspensionierung des schuldigen Beamten geführt. Dieser ist der Kriminalschumann Schneider, während die von ihm im Bahnhofsrestaurant verhaftete junge Lehrerin die Tochter des Gerichtsschreibers Lindemann aus Minden ist. Außerdem hat der Königl. Regierungspräsident einen eingehenden Bericht über die Affäre eingefordert. Wie der Oberbürgermeister nach der „Post“ mitteilt, hat Schneider bei seiner Vernehmung erklärt, daß die Dame, nachdem er sich als Beamter legitimiert, sich bei ihrer Eiltierung „venitent“ erwiesen habe, sodaß er gezwungen gewesen sei, sie mit Gewalt zur Polizei zu bringen. Die Angelegenheit wird natürlich neben der disziplinarischen Bestrafung des genannten Beamten auch noch ein Nachspiel für ihn vor der Strafkammer haben.

? Bocholt, 22. April. (Selbstmord.) Der 33jährige Arbeiter Kruse stürzte sich kurz nach Wiederaufnahme der Arbeit in die Ra und ertrank. Da gegen ihn ein polizeiliches Verfahren schwebte, dürfte er die Tat aus Furcht vor Strafe begangen haben.

? Mülheim (Ruhr), 22. April. (Cyrtos verschwunden.) Der in Priesterath bei Grevenbroich wohnende Mehrgemeister Mäbler ist seit dem 11. d. Mts. spurlos verschwunden. Mäbler war an diesem Tage nach hier gekommen, um bei einer hiesigen Bank Geschäfte zu erledigen. Wie die angestellten Ermittlungen ergeben haben, ist er jedoch bei der Bank nicht gesehen worden. Da Mäbler an hochgradiger Nervosität litt, liegt die Vermutung nahe, daß er sich ein Leid zugefügt hat.

? Frier, 22. April. Bei einem Dampfboot-Ausflug, den eine Hochzeitsgesellschaft Donnerstags morgen auf der Mosel unternahm, explodierte beim Böllerschützen der Pulverbehälter. Ein Mädel wurde schwer verletzt. Sämtliche Gäste, unter denen sich auch Prinz Eitel Friedrich befand, blieben unversehrt.

? Völsingen, 22. April. (Lebenswerte Anerkennung.) Die Firma Köhlingische Eisen- und Stahlwerke macht durch Anschlag in der Hütte bekannt, daß sie denjenigen

Arbeiter, die eine längere Reihe von Jahren treue Dienste geleistet haben, eine besondere Anerkennung zuteil werden läßt. Alle Arbeiter, die über 5 Jahre ununterbrochen in Diensten der Firma stehen, erhalten eine monatliche Prämie und zwar für 5jährige Dienstzeit monatlich 6 Mk., diese Prämie steigt mit jedem Jahre um 25 Pfg. monatlich und erreicht bei 20jähriger Dienstzeit monatlich 9,25 Mk. Diese Prämie wird rückwirkend vom 1. März ds. Js. ab gezahlt, betrifft ungefähr 2500 Arbeiter und kostet der Firma jährlich 200 000 Mk.

! **Düren**, 22. April. Die bekannte Burg ruine in Heimbach, das Ziel vieler Touristen, ist völlig eingestürzt. Menschen sind nicht verletzt worden.

Vermischtes.

— **Durch den Lawinensturz** bei Pragelato in Oberitalien sind 88 Arbeiter verschüttet worden. Bis zum Mittwoch wurden 26 als Leichen und 9 lebend geborgen. 132 Soldaten sind mit den Rettungsschiffen beschäftigt. Mittwochabend trafen weitere 40 Soldaten der Alpen-Truppen zur Hilfe ein.

— **Ein Tunnel unter der Elbe.** Der Hamburger Senat hat der Bürgerchaft einen Antrag zugehen lassen betreffend die Erbauung eines Tunnels unter der Elbe zwischen St. Pauli und der Hafeninsel Steinwärder. Die Kosten werden auf 8 200 000 Mark veranschlagt.

— **Infolge einer Kollision** gesunken ist im Kattegat der norwegische Dampfer „Gries“, mit einer Ladung Kohlen von Swanea nach Stettin bestimmt. Die 16 Mann starke Besatzung soll ertrunken sein.

— **Ein Waldbrand** in Candinen hat am Sonntag Nachmittag stattgefunden. Es wurden davon, der „Elb. Bzg.“ zufolge, die neuen Schonungen am Wege vom Scharenberg nach dem Klosterberg betroffen, die nach der Güterübernahme des Kaisers angelegt worden sind. Zahlreiche Waldbesucher haben den Brand verursacht. Sie haben im Walde ge-

raucht und dann die glimmenden Stämme fortgeworfen.

— **Amerikanische Eide.** Von amerikanischen Eiden erzählt der „Milw. Herald“ folgende Geschichten: In Reading, Pa., wurde ein 17jähriger Junge unter der Anklage des Meineids gestellt, weil er bei der letzten Wahl beschworen, daß er von stimmungsfähigem Alter sei. In seiner Verteidigung führte er an, daß er nur beschworen habe, er stehe zwischen 21 und 22 und dies sei tatsächlich der Fall gewesen, da er auf den Rat „erfahrener“ Männer einen Zettel mit der Zahl 21 in den Schuhen und einen mit der Zahl 22 im Güte getragen habe. — Präsident Smith von der Marmonenkirche beantwortete vor dem Senatskomitee unter Eid die Frage, ob und wo er seit dem Jahre 1890 polygamistische Ernungen vollzogen, mit den Worten: „Niemals auf Erden“. Beim Wiederzusammentritt des Komitees wollen nun die Ankläger den Beweis erbringen, daß Präsident Smith im Jahre 1895 tatsächlich eine Ernung vollzogen, allerdings nicht auf der Erde, sondern drei Meilen von der Bai von San Francisco auf einem Schiffe, in dem die Hochzeitsgesellschaft in den stillen Ozean hinausgefahren war.

— **Der Magnet als Lebensretter.** Eine bemerkenswerte Operation ist soeben, wie aus New York gemeldet wird, in Utah an einem Kinde vollzogen worden, das einen Nagel verschluckt hatte. Ein langes gebogenes Stahlstück, das an einem starken Elektromagneten befestigt war, wurde in die Luftröhre eingeführt, und als der Strom in Tätigkeit gesetzt wurde, hing sich der Nagel an den Stahl und wurde auf diese Art herausgezogen. Die Anwendung anderer Instrumente war in diesem Falle ausgeschlossen, da sich der Fremdkörper an einer Stelle nahe dem Herzen des Kindes befand.

Neueste Nachrichten

(W. Continental-Telegraphen-Compagnie (Volfs Bureau): H. Deveschen-Bureau Gerold.)

Verschüttet.

W. Mailand, 22. April. In einer benachbarten Gemeinde wurde durch Felsstürze ein

Haus verschüttet. Eine Frau u. ihre drei Kinder wurden getötet.

Der ungarische Eisenbahnerstreik.

H. Budapest, 22. April. In der Richtung nach Wien abgelassene Züge sind dort eingetroffen. Die Züge fahren ohne Signale, da die Verbindung mit den Telegraphenlinien in der Provinz ebenfalls zerstört wurde und nicht wieder hergestellt ist. Dem Streik haben sich gestern die meisten Beamten der hiesigen Direktion angeschlossen, da sie sich an den Verkehrsminister wenden wollten, was sie um der Solidarität willen ablehnten. Über 30 000 Arbeiter der Stadtbahn haben sich der Bewegung angeschlossen. — Zwischen den Stationen Baglisch und Tornos verließ das Dienstpersonal den Frachzug. Dieser wurde ausgeraubt; die Täter entkamen und sind unbekannt. — Aus der Provinz laufen fortgesetzt Telegramme ein von den Mitstreikenden, ohne vollständige Bewilligung der Forderungen vom Streik nicht abzulassen.

Der japanisch-russische Krieg.

W. Petersburg, 22. April. Europaftin meldet dem Jaren vom 21. d. M.: Alleruntertänigst melde ich Eurer Majestät, daß die japanischen Offiziere Stawo, Jutoka, Teiska und Oki in der Nähe der Station Turschicha festgenommen wurden, die drei Schachteln mit Wiktorjowscher Zündschnur, einen französischen Schraubenschlüssel, Dynamitpatronen, Werkzeuge zur Zerstörung der Bahn, 1 1/2 Pfd. Pikroselt, gute Pläne der Mon-

golei, Mandschurei und auch Korea, sowie mehrere Notizbücher bei sich hatten. Sie wurden vom zeitweiligen Kriegsgericht in Chabin am 20. d. Mts. für schuldig befunden, daß sie als zur kriegführenden japanischen Armee gehörig, in der Absicht zwecks Förderung dieser Armee die russische Eisenbahn- und Telegraphenlinie zu zerstören oder zu beschädigen mit verschiedenen Gerätschaften zu Beschädigungen der Bauten ausgerüstet, heimlich in das Gebiet der Mandschurei eindringen, wo sie von einer russischen Streitmacht, 30 Werst südwestlich von der Station Turschicha der ostchinesischen Eisenbahn festgenommen wurden. Sie trugen bei ihrer Verhaftung mongolische Kleidung, die sie angelegt hatten, um ihre Nationalität und Zugehörigkeit zur japanischen Armee zu verheimlichen. Für die erwählte Handlung sind die Offiziere laut dem Artikel 281, 2. Teil, des Kriegsstrafgesetzbuches zum Verlust der Standesrechte und zum Tode durch den Strang verurteilt. Das Urteil habe ich bestätigt, in Berücksichtigung ihres Offiziersstandes habe ich jedoch an Stelle des Todes durch den Strang den Tod durch Erschießen angeordnet. Das betr. Urteil ist am 21. d. M., abends 6 Uhr, vollstreckt worden.

W. Tokio, 22. April. Im Kriegsministerium stellen sich fortgesetzt Freiwillige icharenweise zur Verfügung. Alle Altersstufen vom 14. bis zum 70. Lebensjahre, darunter auch zahlreiche Soldaten, melden sich, deren Dienstzeit abgelaufen ist. Nach Schätzung der Behörden würden sich ohne Schwierigkeiten 500 000 Kriegsfreiwillige zusammenfinden. Bisher macht man aber von diesen Anerbietungen keinen Gebrauch.

Verantw. Redakteur Fr. Meyer, Camen.

„Füllhorn-Markte.“

Von zuständiger Seite wurde wiederholt klargestellt, daß die Herstellung von **echtem** aufgeschlossenen und gemahlenen Peru-Guano Hand in Hand gehen muß mit dem Import von Peru-Guano mit **hohem** Stickstoffgehalt, und da dieser schon seit einer Reihe von Jahren in Deutschland, Holland, Belgien usw. in den Händen der Anglo-Continentalen (vorm. Ohlendorffschen) Guano-Werke gelegen hat, so dürfen diese Werke auch mit Recht behaupten, daß sie **allein** in der Lage sind, **echten** aufgeschlossenen und gemahlenen „Peru-Guano“ mit **hohem** Stickstoffgehalt in größeren Mengen herzustellen und daß somit auch ihre „Füllhornmarke“ **allein** die größte Sicherheit für **echten** Peru-Guano bietet.

51477

Besitzungs-Verkauf!

Überberge.

Meine an der Camen-Werner Chaussee, gegenüber der Wirtschaft Heutenmeier, belegene Besitzung, bestehend aus 4 1/2 Morgen Grund mit aufstehenden Gebäulichkeiten (das Wohnhaus eignet sich zu jedem Geschäftsbetrieb) bin ich willens bei günstigen Bedingungen unter der Hand zu verkaufen.

Näheres beim Auktionator Büscher zu Bergcamen.

Überberge, im April 1904.

Karl Schürmann.

Verkaufs-Anzeige.

Freitag den 29. d. Mts.,

vormittags 10 Uhr

läßt Herr Landw. B. Schürmann

zu Überberge, circa

30-40 Fuder guten

Dünger, 2 vierzöllige,

1 zweizölligen Fracht-

resp. Aderswagen, 1

gutes Arbeitspferd,

Plüge, Eggen, Pferde-

geschirre aller Art und

und viele andere Sachen

meistbietend gegen Barzahlung

verkaufen.

510

Bergcamen, April 1904.

Bücher.

Gelegenheitskauf.

Oberbett, Unterbett u. Kissen zu-

12,50 Mk., pr. Hotelbetten 17,50,

rote Prachtbetten 22,50, große

dicke Schlafdecken, zu Kaiser-

manövern verleben, Stück 2,10.

Reichhaltiges zahlr. Betrag retou-

Preisliste gratis. 111 r

A. Kirschberg, Leipzig 36.

Dauerhafte und gutgearbeitete

Särge

in allen Größen und

Ausstattungen hält stets auf Lager

W. Hillmann,

Westenthor.

Freiwilliger Verkauf.

Im Auftrage des Kaufmanns Philipp Nathan in Camen werde ich

am Montag den 25. April d. Js., morgens 8 1/2 Uhr,

im Saale des Wirts Schmidt, am Markt hier:

eine große Partie fertig garnierte neue

moderne Damen- und Kinderhüte, ferner

eine Partie Kinderhäubchen u. Tellermützen

gegen sofortige Zahlung verkaufen.

Besichtigung der Sachen im Verkaufslokale

morgens 8 Uhr.

Camen.

Harbach,

Gerichtsvollzieher.

521

Mittwoch, den 27. April,

vormittags 10 Uhr

anfangend, will die Frau Witwe Wilhelm Blech-

schmidt an ihrer Wohnung in Wassercourt

Kleiderstoffe, Bettzeuge, Herren- u.

Damenjacken, Leinen, Handschuhe,

Strickwolle u. c., ferner 1 Ofen

und 1 Uhr

wegen gänzlicher Aufgabe des Geschäfts durch den Unter-

zeichneten zum Verkauf aussetzen lassen.

Die Besichtigung kann zwei Stunden vor dem Termin

erfolgen.

Kaiseran, den 21. April 1904.

Friedr. Brüninghaus,

Auktionator.

520r

Das Allerbeste von

Feen-Cacao u. BETHGE

JORDAN & Feen-Chokolade

MAGDEBURG

Reform-Fahrräder & Zubehörteile

In Qualität u. Preis ohne Konkurrenz!

Lieferung auf Probe! Vertreter gesucht. Kataloge gratis.

Fr. Wersmann, Oberhausen (Ruhr).

Nähmaschinen, Defen, Herde, Präzisionswagen, Tafelwagen, Dezimalwagen, Viehwagen, Gewicht und Maße, Baubeschläge u. c., empfiehlt billigt 385?

Camen.

Julius Rohde.

Schlösserei und Wagenfabrik.



Spazierstöcke,

Tornister (sacchi Leder), Porte-

monnaies, Kämme, Kleider-

und Kopfbürsten, Taschen-

spiegel u. Mundharmonikas,

Leinen- und Papierwäse,

Glacehandschuhe

für Herren. 5108

Fr. Kosanetzky.

Superphosphat,

Ammonisuperphosphat

Peru-Guano

Chili-Salpeter

vorhandig bei 5191

F. Brüninghaus,

Kaiseran.

Th. Schütte

Düsseldorf.

Färberei u. chem.

Wasch-Anstalt

für

Damen- u.

Herren-Garderoben

Möbelstoffe, Gardinen,

Federn, Felle, Spitzen,

Handschuhe etc.

Annahmestelle bei 1314

Adele Reiche, Camen.

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

51477

Auf sofort ein Schreiber-Dehrling

ge sucht.

Schrieber,

Gerichtsvollzieher

503

Mehrere tüchtige

Mädchen

sowie Mädchen, die Land-

arbeit verstehen, zu sofort

oder 1. Mai ev. später für

Dortmund und nach aus-

wärts bei hohem Lohn ge-

sucht.

S. Dieckmann,

Stellenvermittler, Dortmund,

515r Heiligengartenstr. 38.

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

515r

Camener Zeitung

Volksfreund für Camen und Umgegend.

Expedition von J. Brombach in Camen.

Zweites Blatt.

Der japanisch- russische Krieg.

Vom Kriegsschauplatz liegen Nachrichten von Belang nicht vor. Für die nervöse Stimmung in Russland bezeichnend ist die Hartnäckigkeit, mit der sich in Petersburg trotz aller Dementis die Meinung erhält, daß zwischen den Panzern „Sebastopol“ und „Pultawa“ eine Kollision stattgefunden hat.

Der Untergang des „Petropaw-
low“ hat dem Jaren nach Privatmitteilun-
gen Anlaß zu energischen Klagen ge-
geben. So soll der Hafenkommandant von
Port Arthur Befehl erhalten haben, wegen des
Untergangs des „Petropawlow“ die strengste
Unternehmung einzuleiten. In den Depeschen
betont der Zar, daß es bei entsprechender Wach-
samkeit der Japaner unmöglich geworden
wäre, in der kritischen Nacht bis nahe an den
Hafeneingang zu gelangen.

Bei Port Arthur wurde eine Anzahl
russischer Offiziere aus Land gespült,
darunter, wie bestimmt gemeldet, auch die Leiche
des Admirals Makarow.

Drei Kontaktminen, die sie 40 See-
meilen vom Schantungvorgebirge entfernt auf
See treibend gefunden, hat die japanische Flotte,
wie aus Nagasaki berichtet wird, zerstört.

Statthalter Alexejew soll, wie nach
einer „Reuter“-Melbung aus Petersburg ver-
lautet, demissioniert haben. Das Ent-
lassungsgesuch Alexejew's wird den abfälligen
Meinungen zugeschrieben, die Admiral Stryd-
low in Petersburg über den Statthalter getan
hat.

Der Nachfolger Makarow's, Ad-
miral Strydlow, äußerte in Petersburg in
privatem Gespräch, er beabsichtige, alles daran
zu setzen, die Geschwader von Port Arthur und
Wladivostok zu vereinen. Wenn vor Erreich-
ung dieses einen Hauptzweckes ermöglichten
dieses die Japaner Truppen zu landen ver-
mochten, um so besser für Europa, der Ar-
beit brauche.

Auf einen Verrat des japanischen
Feldzugsplans an die Russen durch den
japanischen Oberstleutnant Ganzoku wird in

einer Mitteilung der „Evening Post“ aus To-
kio das langsame Vorrücken der Japaner zu
Land zurückgeführt. Ganzoku soll erschossen
worden sein.

Zum Aufstand in Südwestafrika.

Ein Verstärkungstransport von
130 Mann zur Bedienung der Maschinenge-
wehre soll nach der „Tägl. Rundschau“ in
den nächsten Tagen nach Südwestafrika entsandt
werden.

Ueber den Marsch

Der Abteilung Glaserapp berichtet die
„Kreuztg.“ auf Grund von privaten Mitteilun-
gen, die in diesen Tagen eingetroffen sind. Die
Kolonne verließ Windhuk am 17. Februar; am
19. hatte sie Ondkeremba erreicht, in der Luft-
linie 42 Kilometer Ost zum Nord von Wind-
huk, am Wege nach Sees gelegen. Ihr Weg
führte dann weiter über diesen Ort und von
ihm aus in ost-nord-östlicher Richtung bis Dwin-
gi-Kanganjera, das zwischen Gobabis und Epi-
kro liegt, 70 Kilometer in der Luftlinie nörd-
lich von ersterem und 44 von letzterem. Der Ort
Dwini ist ebenfalls in der Luftlinie gemessen,
152 Kilometer von Sees entfernt, den Win-
dungen des Weges nach gegen 200 Kilometer.
Diese 200 Kilometer wurden in 7 Tagen zurück-
gelegt. Die Truppe stand bei Dwini am 26.
Februar. Am 4. März war sie in Randuwe,
das 40 Kilometer fast direkt nördlich, am Epi-
kro-Flusse, 17 Kilometer aufwärts von dem
gleichnamigen Orte liegt. In den 6 Tagen zwi-
schen dem 26. Februar und dem 4. März hatte
aber eine berittene Abteilung einen großen Er-
schütterungsmarsch nördwärts über den Epikro-Fluß
hinaus bis zum Eise-Fluß unternommen, also
einen Marsch, der hin und zurück mindestens 150
Kilometer ausmacht. Es wurde festgestellt, daß
die Herero weitauswärtig ausgewichen seien, und
darauf hin am 5. März der Vormarsch in die-
ser Richtung in zwei Kolonnen unternommen, von
denen die eine dem Epikro, die andere dem
Kosob-Tale folgen sollte. Am 10. März war
Ondkeremba erreicht, das in der Mitte zwischen
diesen beiden Flußläufen, von Randuwe gegen
80 Kilometer entfernt, liegt. Auch auf diesem
Marsch bekam man keine Herero zu Gesicht.
In diesem Tage wird geschrieben: „Die

Schwarzen reihen überall aus und
wir laufen hinterher.“ Von Ondkeremba
liegt Dwikoro 110 Kilometer in der Luft-
linie, gegen 130 der Wegstrecke nach, entfernt.
Diese ganze Entfernung ist am 11. 12. und einem
Teile des 13. März durchmessen worden, an wel-
chem letzteren Tage die Katastrophe bei Dwi-
koro erfolgte. In den 25 Tagen, die zwi-
schen dem Abmarsch von Windhuk und dem Ge-
schehen von Dwikoro verfloßen sind, hat dem-
nach die Abteilung Glaserapp nicht weniger als
600 Kilometer marschiert. Beritten waren bei
der Truppe nur die Offiziere und eine kleine
Abteilung Schuttruppen. Die beiden Kompan-
ien der Marine-Infanterie, die ihr angehören,
mußten die ganze Strecke zu Fuß zurücklegen.
Während der ganzen Zeit wurde natürlich bi-
rakiert. Nachts fiel reichlich kalter Tau. Die
Gegend war infolge der guten Regenzeit über-
all grün und gewährte einen freundlichen An-
blick.

Die freie Arztwahl.

Der Abgeordnete Dr. Becker hat kürzlich
den Antrag eingebracht, der Reichstag möge
die verbündeten Regierungen ersuchen, tunlichst
noch in dieser Session den Entwurf eines Ge-
setzes vorzulegen, welches das Verhältnis zwi-
schen Krankenkassen und Ärzten einer Rege-
lung, erforderlichen Falles außerhalb des Rah-
mens einer Gesamtreform des Krankenversiche-
rungsgesetzes, unterzieht.

Jeder billige Denker wird zugeben müssen,
daß das Verlangen der Kassenärzte nach Auf-
besserung ihrer Bezüge nicht ungerechtfertigt ist.
Denn wenn z. B. die Honorierung für eine
Konsultation bei den gegenwärtigen durch-
schnittlichen Bezügen vielfach auf den Be-
trag von 25 Pfg. herabsinkt, wird niemand
mehr von einer angemessenen Entschädigung
sprechen können. Die Tätigkeit wird im gewissen
Sinne entwertet. Wenn auch die Qualität der
Behandlung sich nicht nach der Bezahlung rich-
tet, so leidet doch zweifellos bei geringwertiger
Entschädigung die Arbeitslust, die Freude
am Beruf, das Interesse. Das ist rein mensch-
lich. Der Arzt wird zwar darum seine Pflicht
nicht vernachlässigen, er wird sie aber dop-
pelt erfüllen, wenn seine Tätigkeit eine
angemessene klingende Anerkennung
findet und das kann den Kassenmitgliedern und

den Krankenkassen nur zum Vorteil gereichen.
Der Arztstand braucht aber auch eine Auf-
besserung, denn seine wirtschaftliche Lage ist im
allgemeinen keine günstige. Wenn z. B. die mei-
sten Berliner Ärzte ein Einkommen von un-
ter 3000 M. jährlich, einschließlich Einkünfte
aus Privatvermögen haben, so wird man wahr-
scheinlich nicht von einer glänzenden Finanzierung
der ärztlichen Berufswahl sprechen können.
Eine Aufbesserung der Bezüge seitens
der Krankenkassen ist unseres Erachtens aber
nur durchführbar bei beschränkter
Arztwahl; im Wege der freien Arztwahl
wird sie zur Unmöglichkeit. Die freie Arztwahl,
wo sie eingeführt ist, belastet, wie die auf
Grund der Jahresabschlüsse aufgestellte Stati-
stik beweist, die Kassen ganz erheblich. Die
Ausgaben sind mit dem Moment der Einfüh-
rung rapid in die Höhe geschossen. Die Gründe
für diese Erscheinung sind folgende: eine Be-
zahlung nach der Gesamtkopfzahl der Kassenmit-
glieder oder ein Jahresstamm, wie bei fast an-
gestellten Kassenärzten meist üblich, ist bei dem
System der freien Arztwahl gar nicht denkbar,
hier ist nur eine Bezahlung der Einzelleistung
— sei es pro Kopf der behandelten Mitglieder,
sei es nach der Anzahl der Konsultationen, mög-
lich. Es ist nun klar, daß bei diesem Modus
einerseits der Arzt ein Interesse haben wird,
möglichst jedes ihn konsultierende Mitglied in
Behandlung zu nehmen und eventuell auch mög-
lichst lange zu behandeln, andererseits das
krankte Mitglied sich diesen Umständen zu neig-
en macht und, wenn es von dem einen Arzte für
gesund erklärt worden ist — besonders bei Ar-
beitslosigkeit — sich bald danach zum anderen
Arzt begibt, um sich von neuem krank schrei-
ben zu lassen. Die Simulation wird tatsächlich
gefördert. Ist das Kassenmitglied häufig und
lange krank, so steigen naturgemäß die Anfor-
derungen sowohl für ärztliche Behandlung als
auch die Ausgaben an Krankengeld. Findet man
noch eine erhebliche Aufbesserung der ärztlichen
Bezüge statt, so ist für manche Kasse tatsäch-
lich die Befürchtung des Ruins nicht von der
Hand zu weisen. Eine Einschränkung der Aus-
gaben bei diesem System wäre nur möglich
durch Anstellung besonderer Kontrollärzte (Ver-
trauensärzte), denen die Mitglieder in irgend-
wie verdächtigen Fällen zur Nachuntersuchung
zugewiesen würden. Hiermit würde aber ein
großer Teil des erstrebten Ideals wieder in
die Brüche gehen.

Sinnspruch.

Ueber allen anderen Tugenden steht eins:
das beständige Streben nach oben, das Hin-
gen mit sich selbst, das unersättliche Verlan-
gen nach größerer Reinheit, Weisheit, Güte und
Liebe. Goethe.

Dunkle Stunden.

Roman von Anna Schifert-Minger.
(7. Fortsetzung.)

Gerhard hatte die beiden sich entfernenden
Damen nicht einen Moment aus den Augen
verloren. Die Feindseligkeit dieses greisen Kö-
nigs focht ihn wenig an. Als er jetzt bemerkte,
daß die Burgfrau von herumwärmenenden
Hartleins umringt wurde und der „Schnee“,
als habe er nur auf diese Gelegenheit gewar-
tet, in dem farbenreichen Gewoge untertauchte,
brachte auch er sich, ohne nur noch eine Ant-
wort zu geben, durch eine geschickte Wendung
aus der Nähe des herrschsüchtigen Alten und
eilte mit elastischen Schritten der weißen Ge-
sellschaft nach, die sich so ernst und gleichmütig zwi-
schen der schwabenden, lachenden, sich gegenseitig
musternden Gesellschaft hindurchbewegte.

Jetzt hatte er sie erreicht. Ein leises Mai-
blumenparfüm wehte ihn an. In ihrer Nähe
war er ein ganz anderer als sonst, zaghaft und
fast mutlos.

„Die Liebe macht einen anderen Menschen
aus mir“, dachte er, „ach, sollte mir wirklich
so ein volles, wunderbares Menschenglück be-
schieden sein, daß ich diejenige erringe, zu der
es mich mit jeder Faser hinzieht, es wäre eine
Himmelsgnade, für die ich nie dankbar genug
sein könnte.“

Und dann, gleich darauf über die eigene
Ähnlichkeit ersprechend, berührte er leicht den
Arm seiner Herzenskönigin.

„Willst Du kalte, Unnahbare einem Ein-
samen gestatten, sich Dir zu nähern und Dir
ein wenig Wärme zu spenden?“ fragte er mit
vor Erregung entstellter Stimme, „ich komme
aus dem heißen Süden, mein Herz brennt lich-
terlos. Vielleicht leidest Du wie ich in gleicher
Weise, Du mit Deiner eisumpanzerten Brust
und ich mit meinem Sehnen nach einem ver-
stehenden Wesen.“

Ueberrascht wandte sich das dunkle Haupt
ihm zu. Der von der Halbmaske nicht bedeckte

Mund begann zu lächeln. Offenbar wurde
die Sprache des Spottes, so kühl sie war, nicht
unangenehm empfunden.

Jeder letzte Zweifel war in Gerhard ge-
schwunden. Er hatte Wanda Altmann vor
sich, diejenige, welche er seit Jahr und Tag
liebte, ohne je vorher ein Wort mit ihr ge-
wechselt zu haben, ohne sie bisher anders, als
aus der Ferne zu bewundern.

„Für solch ein heißes Herz habe ich kein
Verständnis“, sagte sie kühl, doch nicht abwei-
send, „und ich habe gehört, daß man vor Euch
Spaniern auf der Hut sein muß. Es steht in
Euch allen etwas von einem Don Juan; wenn
Du also glaubst, eine Eroberung an mir
machen zu können, so bemühe Dich nicht weiter,
Du wirst nur Enttäuschungen erleben, ich
bleibe mir selber treu.“

„Das sollst Du auch, hohe Majestät. Und
so spanisch ich Dir auch komme, ein deutsches
Herz bringe ich Dir doch entgegen, das nichts
von einer Don Juan-Natur weiß. Vertraue
mir nur, gib mir Deinen Arm und laß uns
plaudern.“

Prüfend betrachtete Wanda die stattliche
Gestalt, zu der sie sich noch emporheben mußte.
Die dunklen Augen strahlten ein sanftes Feuer
aus, und wenn sie Blut verrieten, so war sie
nicht aufdringlich, nicht zehrend, sondern
wärmend, Ströme von Licht spendend.

Heimliches Glücksempfinden, etwas wie köst-
liches Geborgenheit durchströmte das stolze
Mädchen. Rasch, jeden Widerstand aufgebend,
legte sie ihre Hand auf den Arm des Ritters.

So hatte sie nie vorher gefühlt. Wahre
Freude durchwallte sie.

Wieder richtete sich ihr kluges Auge sinnend
auf den Begleiter. Er war ihr gegenüber im
Vorteil, da seine Maske das ganze Gesicht
bedeckte.

Aber gerade das Geheimnisvolle hatte in
dieser Stunde einen besonderen Reiz. Und
köstlich war es, einmal all die kühle Besonnen-
heit aufzugeben und sich vom Strudel treiben
zu lassen.

„Ja, ich will Dir vertrauen“, sagte sie tief-
atmend, „schließlich kannst Du mir kein Fren-
der sein, da Du hier im Hause verkehrst.“

„D, im Gegenteil, ich kenne Dich sehr gut.“
„So beweise es!“ sie streckte ihm ihre kleine
im weißen Handschuh steckende Hand entgegen.
Er malte ein B und ein A hinein.

Sie schüttelte erkannte den Kopf. „Und ich
errate Dich nicht, soviel ich auch sinne.“

„Glaube ich wohl“, lachte er ordentlich
übermütig, „das kommt daher, weil ich Deiner
stets gedachte, Dein liebes Bild im Wachen
und im Traum vor mir hatte, während Du
nie Notiz von mir nahmst.“

„Und wie soll das in Zukunft werden?“

„Anders, ganz anders, hoffe ich, sofern mich
nicht alles täuscht.“

„Wie meinst Du das?“

„Ich bin der festen Meinung, daß wir in
unseren Anschauungen und Wünschen wunder-
bar harmonieren müssen.“

„Wie kommst Du dazu? Ich bin kalt und
hochmütig.“

„Ich auch!“ gab er rasch zurück, „wenigstens
der faden, oberflächlichen Menge gegenüber.“

Sie zuckte mit einer mühen Bewegung die
Achsel. „Mich kommst Du immer als dieselbe
sehen, im Ballsaal und im Elternhause!“

„D, meiner Mutter gegenüber spiele ich nicht
Versteck, da fällt die Maske kühler Beherrsch-
heit. Mein Mütterchen weiß ganz genau, welch
ein weiches, selbstloses Herz in meiner Brust
schlägt.“

„Ach — siehst Du Deiner Mutter so
nahe?“

„Wie keinem sonst auf der Welt!“

„Wie glücklich bist Du!“

Er sah, wie es um ihren schönen Mund
schmerzhaft zuckte. Er vergewaltigte sich
Frau Altmann's stolze, eijige Züge. „Also da-
her diese Unnatur“, dachte er teilnahmsvoll, und
ohne daß es ihm zum Bewußtsein kam, presste
er seine vollen, herrlich geformten Arm.

„Das Leben ist trostlos“, sagte Wanda,
„der Reichtum ödet mich an und vor der
Armut habe ich ein Grauen.“

„Sie können aber zur Vinderung derselben
beitragen.“

„Auch damit hat es seine Bewandnis. Um
durch Wohlthun Befriedigung zu erlangen,
müßte ich mich selbst betätigen, mich persönlich
von Not und Armut überzeugen können. Ich
habe es versucht. Es ist unmöglich, dauernd
an diesen Stätten des tiefsten Elends zu ver-
weilen, ohne Schaden an der eigenen Gesund-
heit zu nehmen.“

Er verstand sie sogleich. Dort, wo das jüt-
liche Bewußtsein nicht ausgebildet ist, kann man
immer nur von einer Scheinhilfe sprechen.“

„Das ist's, was mich so mutlos macht“,
sagte sie lebhaft, und ihre Wangen schienen
sich unter der Maske mit einem warmen Rot
zu färben, „nur dort, wo durch schwere Kran-
heit die Familienväter am Verdienen verhin-
dert sind, kann von einer Vinderung des Elends
die Rede sein, in jedem anderen Falle ist eine
sich wiederholende pekuniäre Zubuße vom
Uebel.“

„Es giebt selbst in unserer Provinzstadt
genug Arbeitslose“, bemerkte Gerhard ernst,
„dort helfend eingzugreifen, gereicht wohl immer
zum Segen.“

„Ich habe auch dort böse Erfahrungen ge-
macht. Gerade im letzten Winter unterstützte
ich einige Familien, wo der Ernährer seine
Brotställe verloren hatte. Ich ließ es an nichts
fehlen, und die Folge war, daß die Männer
nach Erwerb garnicht mehr Umschau hielten,
und als ich sie nach bestimmten Stellen wies,
murrten die verschiedensten Einwände erhoben
wurden. Oft habe ich das bestimmte Gefühl,
den Leuten durch meine Hilfe mehr geschadet,
als geholfen zu haben.“

„Wohlthaten an rechter Stelle zu üben, ist
eine schwere Kunst, hohe Königin, vor allem
gehört Menschenkenntnis dazu.“

„Die ich leider nur in einem geringen
Grade besitze“, gestand Wanda kleinlaut, und
ehe sie weiterprechen konnte, stand die Burg-
frau mit zornsprühenden Augen plötzlich vor
ihr.

„Du hast den Fürsten beleidigt, unverständ-
liges Kind, sofort kommst Du mit mir!“

Wanda sah ihre Mutter mit ruhiger Ge-
lassenheit an, ohne ihren Arm aus dem Ger-
hards zu lösen. „Dir ist wohl noch unbekannt,
was Maskenfreyheit bedeutet, eifrige Ritters-
frau, geh, löse mein Vergnügen nicht. Ich
habe wenig Lust, mich an dem Feste zu betei-
ligen, Du mußt mich zu überreden, nun will
ich auch den Freudenbecher leeren bis zur
Reige.“

„Oho, das ist eine seltsame Sprache im
Munde der eijigen Majestät!“ rief ein behäbi-
ger Klosterbruder, „aber sei's drum, Du sollst
Deinen Willen haben, ichöne Schneekönigin.
Komm mit mir, holde Burgfrau, in meiner
Gesellschaft bist Du sicher vor den Fallstrich-
dieser bösen, verführerischen Welt.“

Und ehe die Burgfrau sich dessen versah,
war sie von ihrem Sohne entführt worden.

Aber ist denn eine absolute freie Arztwahl wirklich so dringend nötig? Wir möchten dies verneinen. Denn was nützt es dem Kassenmitgliede, wenn es, wie in Berlin, unter 3000 Ärzten frei wählen darf? In Wirklichkeit kommt für den einzelnen Kranken doch nicht die Gesamtzahl in Frage. Derjenige wird Auswahl genug haben, wenn ihm vielleicht der 10. bis 20. Teil der Ärzte zur Verfügung steht. Anders dagegen in der Klein- und Mittelstadt, wo von einem Duzend Ärzten oder weniger die Kassen oft nur einen oder höchstens zwei als Kassenärzte haben. Das Verlangen des Kranken Mitgliedes, nicht nur auf einen bestimmten Arzt angewiesen zu sein, ist verständlich und nicht unbillig. Hier ist das Bedürfnis nach freier Arztwahl in möglichst großem Umfange viel dringender und die Durchführung auch viel eher möglich. Denn die Gefahr der Simulation, die besonders in den Großstädten erheblich ist, ist hier viel geringer, da der Einzelne sehr beobachtet und leicht kontrolliert werden kann.

Wir recapitulieren: eine freie Arztwahl in angemessenen Grenzen unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse ist zu erstreben, ebenso eine Aufbesserung der Besoldungen der Ärzte. Die dadurch entstehenden Mehrkosten dürfen die Kassen zu tragen in der Lage sein, darüber hinaus ist die Leistungsfähigkeit der Kassen ernstlich gefährdet. Auf dem Wege der unbeschränkt freien Arztwahl kann die wirtschaftliche Lage der Kasse eine Besserung nicht erfahren. Alle Ärzte können eben nicht zur Kassenpraxis zugelassen werden. Es ist leider Tatsache, daß das Gros der Ärzte heute mit der Kassenpraxis als einem wichtigen Faktor bei seinen Einkünften rechnet. Aber schließlich sind die Kassen nicht der Ärzte wegen da, sondern die letzteren der ersten wegen.

Ein grosser Eisenbahnerstreik

Ist, wie bereits kurz gemeldet in ganz Ungarn ausgebrochen und hat den gesamten Staatsbahnverkehr lahmgelegt. Der Streik ist, wie „Wolfs Bureau“ aus Pest meldet, durch die Entlassung hervorgerufen worden, welche der vor einigen Tagen dem Abgeordnetenhaus vorgelegte Gesetzentwurf über die Gehaltsregulierung der Eisenbahnbeamten bei diesen verursacht hat. Die Ausständigen verlangen eine Gehaltserhöhung in der Höhe, die sie in einer Denkschrift angegeben haben. Falls ihnen dieses Zugeständnis gemacht und den Führern des Ausstandes Generalamnestie erteilt wird, sind sie bereit, den Ausstand zu beenden. Wie verlautet, hat sich der Präsident der Staatsbahnen an den Rektor des Polytechnikums mit dem Ersuchen gewandt, der Verwaltung Polytechniker zur Verfügung zu stellen, welche das Examen bestanden haben und als Lokomotivführer verwandt werden können. Ueber die unmittelbare Veranlassung zu dem Streik wird aus Pest berichtet:

Dienstag nachmittag erhielt der Stationschef-Stellvertreter des Westbahnhofes, Johann Carl, einer der Führer der Bewegung, die Verständigung, daß er seiner Stelle enthoben sei. Diese Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle unter den Eisenbahnern. Als dann auch bekannt wurde, daß außer Carl noch vier andere Beamte und Angestellte gemässigt worden seien, gingen mehrere Mitglieder des Zentralkomitees daran, den Ausstand in Szene zu setzen. Sie fuhren nach der Vorortstation Rakos, um dem Palotier Personenzug, der in Budapest fahrplanmäßig um 8 Uhr 20 Minuten eintreffen sollte, aufzuhalten. Dies geschah um acht Uhr abends. Als der Zug in Rakos eingeleitet war, wurde das Zugpersonal von dem Befehl des Komitees verständigt. Im nächsten Augenblick sprangen Lokomotivführer, Heizer und Konduktoren vom Zuge ab und erklärten, nicht weiter fahren zu wollen. Der Zug blieb im Rakoser Bahnhof stehen und wurde in Budapest vergebens erwartet. Nun gaben die Anstaltsleiter von der Rakoser Station nach allen Stationen das sogenannte Siebener-Signal. Es ist dies ein Notsignal und bedeutet „Alle Züge aufhalten“.

Die Forderungen der Streikenden lauten auf ein Minimalstammgehalt von 1600 Kronen (1 Krone gleich 85 Bg.), für Unterbeamte 1200 Kronen und für Diener 700 Kronen; außerdem soll in allen drei Klassen das Quartiergeld erhöht werden. Die dem Abgeordnetenhaus unterbreitete Gehaltsvorlage verschleiert das Gesamt-Einkommen insofern, als sie das Quartiergeld herabsetzen will. Zur gemeinsamen Erörterung dieser Fragen hatten die verschiedenen Lokalkomitees beschloffen, im Laufe dieser Woche in Budapest einen Kongress abzuhalten; dieser Kongress wurde unterjagt, und die Betriebsleistungen wurden angewiesen, denjenigen Angestellten, die sich zum Kongress begeben wollten, weder Urlaub noch Fahrkarten zu bewilligen. Allen Beamten wurde befohlen, bis auf weiteres ihren Stationsort nicht zu verlassen, außer wenn sie von Amtswegen ausgeschiedt würden.

Nach Privatmitteilungen trafen mit den letzten Eisenbahnzügen Abordnungen von Eisenbahnern aus der Provinz ein, die aber vor Pest ausstiegen, um unbehindert in die Stadt zu gelangen, da die Bahnhöfe von Polizei und Militär besetzt sind, die die Ausständigen an dem Besuch einer verbotenen Eisenbahner-Versammlung hindern sollten. Am Mittwoch wurden in Pest außer den bereits früher verhafteten 500 Eisenbahnbeamten, die aus der Provinz in Pest eingetroffen waren, weitere 500 Eisenbahner nach ihrer Ankunft von Fiume von der Polizei und dem Militär umzingelt und nach dem Ostbahnhof gebracht, wo sie interniert blieben.

Vor Beginn der Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses versammelten sich am Mittwoch Abgeordnete sämtlicher Parteien im Bureau des Präsidenten, um die durch den Eisenbahnerstreik geschaffene Lage zu besprechen. An der Versammlung nahmen teil der Ministerpräsident, der Finanz- und der Handelsminister. Der Ministerpräsident erklärte, die Regierung könne mit den streikenden Eisenbahnern nicht verhandeln; sie habe Maßnahmen getroffen, um durch Heranziehung von Militär die Ordnung wieder herzustellen und durch Verwendung des Eisenbahn- und Telegraphen-Regiments die Wiederaufnahme des Verkehrs zu ermöglichen. Es müsse ein Exempel statuiert werden; gegenüber den verleiteten Elementen wolle die Regierung Nachsicht walten lassen. Bisher sind 450 Eisenbahnangestellte verhaftet. Bei Eröffnung der Plenarsitzung des Abgeordnetenhauses herrschte eine große Erregung. Der Ministerpräsident wurde beim Betreten des Saales von der Rechten mit brandenden Schreien von den Linken mit stürmischen Protestrufen empfangen.

Privatnachrichten melden weiter: Das Eisenbahnerregiment von Kornburg ist nach Pest beordert worden. In Szabol wurden Dynamitpatronen unter die Züge gelegt. Am Mittwoch nachmittag entliefen die Ausständigen eine Abordnung zum Ministerpräsidenten. Sie erklärten, daß das weitere Verhalten von der Antwort abhängig sein werde.

Deutschland.

Der Kaiser verließ am Dienstag nachmittag um 5 Uhr auf der „Hohenzollern“ Syrakus und traf vor 8 Uhr in Catania ein, wo die Kaiserjacht sowie die Begleitschiffe vor Anker gingen. Ueber den einwöchigen Aufenthalt vor Syrakus äußerte der Kaiser sich überaus befriedigt. Er konnte bei günstigem Wetter die ruhigen Tage und die freundliche Umgebung der Stadt voll genießen. Am Mittwoch morgen ging die „Hohenzollern“ im inneren Hafen vor Anker; „Friedrich Karl“ blieb auf der Rhede. Die Stadt ist reich geschmückt, überall wehen deutsche und italienische Fahnen. Von der Landungsstelle aus zieht sich eine fortlaufende Dekoration durch die Hauptstraßen, welche der Kaiser passierte. Der Kaiser begab sich am Morgen an Land und machte einen längeren Ausflug zu Wagen nach Nicolosi, auf den Vorbergen des Aetna. Das Wetter ist warm und sehr klar.

Der Ausflug des Kaisers nach Nicolosi war von prächtigem Wetter begünstigt. Der Anblick von oben über den Hafen und zum Aetna hinauf war großartig. Der Empfang des Kaisers durch die Bevölkerung war außerordentlich. Allenthalben spielten Musikkapellen, tausende evivarufender, handclatschender Menschen waren am Wege, darunter in geschlossenen Reihen die gesamte Geistlichkeit und die Seminaristen der unterwegs berührten Kirchen und Anstalten. In den Dörfern läuteten die Glocken. Der Kaiser empfing die Spitzen der Behörden. Die „Hohenzollern“ wird von vielen Booten umlagert, die Insassen bringen Ovationen dar.

Am Reichstag wurde am Mittwoch zunächst die Interpellation Graf Orsola betr. die Militärpensionsnovellen besprochen. Debattiert wurde der Pensionsetat erledigt. Zum Etat des Invalidenfonds wurde eine Resolution Orsola einstimmig angenommen.

genommen betr. Abänderung der Vorschriften über Veteranenbeihilfen zu Gunsten der Veteranen. Schatzsekretär Hr. v. Stengel sagte eine „wohlwollende Prüfung“ zu, glaubte aber doch vor der Annahme eines Antrags warnen zu müssen, der möglicherweise unerfüllbare Hoffnungen erwecke. Zu längeren Erörterungen Anlaß gab dann noch der Etat für die Expedition nach Ostasien. Abg. Payer erklärte, daß seine Partei und die Freisinnige Volkspartei auf die Stellung von Anträgen verzichteten, daß aber dieser Verzicht keineswegs bedeuten sollte, daß die genannten Parteien die deutsche Expedition für Ostasien als etwas Dauerndes ansehen. Auch sprach sich Redner gegen die Schaffung einer ständigen Kolonialarmee aus. Der konservative Abg. von Richtigshofen erklärte sich für die Beibehaltung des Expeditionskorps, damit eventuell der chinesischen Regierung das Rückgrat gestärkt würde. Die Auseinandersetzung zwischen dem Staatssekretär Hr. v. Richtigshofen und den Sozialdemokraten Sadelum und Ledebour boten nichts Bemerkenswertes. Der Etat wurde noch nicht erledigt.

Das Abgeordnetenhaus erledigte Mittwoch in zweiter Lesung die Gesetzentwürfe, betreffend die Dienstaufsicht bei größeren Amtsgerichten, und betreffend die Regelung der Richtergehälter. Der erstere Gesetzentwurf, der bereits in der ersten Lesung viele Gegner gefunden hatte, wurde auch heute von Vertretern fast aller Parteien bekämpft. Bei der Abstimmung wurden schließlich sämtliche Paragraphen des Entwurfs, obwohl Minister Schönstedt in längerer Rede die Vorlage zu verteidigen gesucht hatte, abgelehnt, nur die grundlegenden Paragraphen 1 und 2 wurden in der Form des Antrages Peltajohn angenommen. Bei der Abstimmung über einen an die Kommission zur richterrechtlichen Titel aus dem Justizetat, betreffend die Forderung von 6 ersten Staatsanwälten, ergab sich Beschlussschwäche, so daß die Sitzung abgebrochen werden mußte.

Der verstorbene Graf Waldersee hat, wie die „Zsch. Nachr.“ melden, dem Jäger Artillerie-Regiment, dessen Chef er war, seinen schwarzen Adlerorden mit Brillanten testamentarisch mit der Bestimmung vermacht, daß der Erlös zu einer Stiftung für das Regiment verwendet werden soll. Das Regiment erhält ferner einen Säbel, einen Artillerie-Offiziersrod und ein Paar Epauletts des Feldmarschalls als Andenken.

Ausland.

Belgien.

Der Prozeß gegen den König der Belgier ist zu Gunsten des Beklagten ausgefallen. Die Brüsseler Zivilkammer verurteilte am Mittwoch das Urteil in dem Prozeß, den die Gläubiger der Prinzessin Luise sowie die Prinzessin Stefanie (Gräfin Lomhoy) auf Nichtigkeitserklärung des Testaments des Königs angestrengt haben. Das Gericht weist die Parteien kostenpflichtig ab und stellt fest, daß der Heiratsakt von 1853 ein diplomatischer Vertrag und der Nach-

Wanda hatte Harold an der Stimme erkannt. Ein kaum merkliches Reigen ihres von dem dunklen Haar und schneigen Schleier umfluteten Hauptes dankte ihm.

Frau Altman ahnte nicht, daß es ihr eigener Sohn war, der sie so anhängend unterhielt, daß sie einstweilen sogar den erotischen König vergaß.

„Wie glücklich es mich macht, daß meine holde Königin Gefallen an dem Feste findet!“ flüsterte Gerhard, Wandas Arm fester auf den seinigen legend.

Durch ein Palmenarrangement verborgen, ließ ein Orchester seine rauschenden Melodien erklingen. Die Paare ordneten sich zum Tanz. Der Spanier legte seinen Arm um die schlanke Hüfte der Schneekönigin und dann mischte sich das Paar in den frohen Reigen.

Die beiden zogen viele Blicke auf sich. Die hohen, schlanken Gestalten harmonierten wunderbar zusammen. Beider Bewegungen waren grazios und elegant. Man flüsterte u. raunte sich Vermutungen zu und merkte sich die beiden Masken, den Ritter aus dem fernen Süden, dem schönen Spanien, und den Winter, der aus dem eifrigsten Norden kam.

„Ein seltsamer Bund.“ flüsterte jemand, „die beiden werden im ganzen Leben nicht zusammenkommen.“

„Schwerlich.“ gab eine andere Stimme zu rief, „oder der Ritter müßte denn ein Zauber- mittel besitzen, um Wasser in Feuer verwandeln zu können.“

„Er sollte die Eisatmosphäre lieber meiden.“ Klang die spöttische Entgegnung, „es hat sich schon mancher in ihr einen Dauerschnupfen geholt.“

Das besprochene Paar kümmerte sich wenig um die Blicke, die wie Nadelspitzen unter den Masken hervorblitzten.

Wanda war noch atemlos vom Tanz, als Gerhard sie nach einer Anheubank führte. Der weiße Atlas der pelzumsäumten Schleppe war ihm so nahe, ein köstlicher Maiblumenduft umwehte ihn.

„Mit bangem Fagen habe ich diesem Abend entgegengesehen.“ sagte er halblaut, „und nun schenkt er mir das Glück Ihrer unmittelbaren Nähe, jodelt hätte ich nie zu hoffen gewagt.“

„Also gibt es doch Menschen, welche anders als gleichgültig über mich und von mir denken.“ meinte Wanda sinnend.

„Es ist nicht möglich, daß Sie von Allen

verstanden werden, Königin, dazu ist Ihr Charakter zu hochtoll, Ihr Sinn zu spröde, dafür nehmen Sie aber auch von den Herzen derer, welche Sie zu widerlegen wissen, ungeheuren Besitz.“

„Ach, es werden deren wenige sein.“ seufzte Wanda.

„Und wäre es nur einer, wäre ich es allein!“ sagte er feurig, „der solch ein kostbares Gut, wie Ihr reiner, stolzer Sinn es ist, zu schätzen und zu hegen wüßte, würde Ihnen das nicht genügen?“

„O, ich weiß nur, daß dieser Abend einer der glücklichsten ist, die ich je durchlebte.“ Er küßte verstoßen den weißen Handschuh, der die kleine Hand verbarg, die er so heiß begehrte.

„Es ist halb zwölf Uhr, holde Königin. Noch ist es Zeit, soll ich einschweben wie ein Traum, dessen man gern denkt, auf dessen Verwirklichung man aber nicht hofft?“

Fast erschrocken rückte sie ihm ein wenig näher, der glühende Schleier berührte seine Schulter. „Nein, bleibe, wir haben uns noch viel zu sagen!“

Er hätte laut aufjubeln mögen, er vergaß ganz, was wie ein drohendes Gespenst zwischen ihnen stand.

Sie, welche sonst so unnahbar, so unbequem für ihre Tänzer war, gab sich ihm offen und rückhaltlos, bat ihn, zu bleiben. Er hatte sie sich gewonnen. Sein Leben konnte in eine andere bessere Bahn gleiten, das, was noch an seinem Selbstbewußtsein zehrte, würde dahinschwinden, wie Wandas Kälte vor den Strahlen seiner Liebe geschmolzen war.

Und Wanda?

Dufte Frühlingsblüten schienen ringsum sie her zu sprossen, ein Meer von Licht und Fülle um sie her, und draußen, außerhalb dieses Raumes, dunkle Nacht, die ihr ein Grauen verursachte.

O, nein, nicht wieder zurück in das öde Einerlei, das sie nicht wieder ertragen zu können glaubte.

In einem sanften, verheißungsvollen Glanz schimmerten ihre tiefblauen Augen. So sah sie Gerhard an.

Ein banges Gefühl durchzuckte ihn plötzlich; sie war so vertrauensvoll, so ahnungslos. O, wenn sie gewußt hätte, wie tief er ihr gegenüber in der Schuld war.

Ob wohl eine Zeit kommen würde, wo sie

so ganz ineinander aufgingen, daß er ihr ein umfassendes Geständnis ablegen dürfte?

Und einem inneren Zwange folgend, tat er die verhängnisvolle Frage: „Glauben Sie, daß es in einem jeden Menschenleben dunkle unheilvolle Stunden gibt, wo alles in uns wankt, und wir, nur dem Selbsterhaltungstrieb gehorchend, Handlungen begehen, die wir zu jeder anderen Zeit schwer verurteilen!“

„Aber, mein edler Don, welche eine ungemeinliche Unterhaltung für einen Ballsaal!“ rief der Klosterbruder, welcher unbemerkt zum Paare herangetreten war, „und Du, schöne Maske, leihst einem solchen Melancholiker Dein Ohr? Kommt mit mir, ich führe Euch an eine Quelle, die köstlichen Nebenast spendet, dort wollen wir alle drei auf die fröhlichen genussreichen Stunden, auf das, was wir lieben, anstoßen!“

„Das wäre so nach Deinem Geschmack, Du frommer Einsiedler.“ lächelte Wanda, welche ihren Bruder längst herauferkannt hatte, „aber geh nur, wir überlassen Dich gern Deinen weltlichen Genüssen, wir kennen Dich! Geheimnisse erlauschen, schöne Hände drücken und im Fluge Schneiselein sagen, die nichts bedeuten, das ist so nach Deinem Geschmack! Trink nicht zuviel vom köstlichen Nebenast, damit Du nicht die Geheimnisse Deiner Weichhinder ausplauderst!“

„Du schickst mich fort, kalte Majestät, nun, ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und dem alten erotischen König Dein Versteht verraten, obgleich Du ihm und der edlen Burgfrau das ganze Vergnügen am Abend verdorben hast.“

„Du hast allen Anspruch auf meinen Dank, frommer Mönch, wenn Du meine beiden Verfolger ein wenig in die Zere führst.“ Der Klosterbruder erhob sich. „Versprechen kann ich nichts, Du abenteuervollste Königin, obgleich ich mich schönen Frauen gern gefällig erweise.“

Ein forschender Blick streifte Gerhard. Aber der beteiligte sich mit keinem Wort. Die Rehe war ihm wie zugeschnitten. Zu wiederholen wagte er keine Frage nicht, und Wanda schien sie vergessen zu haben.

Wanda atmete auf, als der Mönch sich entfernte. „Ich möchte noch den Walzer tanzen. Kannst Du den trinkfrohen Mann?“ fragte sie, unwillkürlich von der traulichen Aurore, die

einem Kostümfest einen so eigenen Reiz verleiht, wieder Gebrauch machend.

„Ich vermute, daß es Dein Bruder ist. Würde es außer ihm jemand wagen, in einem so familiären Ton mit Dir zu verkehren?“

„Du hast recht. Ein prächtiger Mensch ist er, Du solltest seine Freundschaft suchen.“

„Ich würde mich glücklich schätzen, wenn er mir dasselbe Vertrauen schenkte, wie Du es mir entgegenbringst.“

Sie hatten sich den Tanzenden zugesellt. Wanda gab sich rückhaltlos dem Vergnügen hin. Was ihr Begleiter da von dunklen Stunden gesprochen, hielt sie für eine kleine Geschmacklosigkeit, der sie eine Bedeutung nicht beimaß.

In Gerhard aber wogte die Aufregung so heftig, daß er nur mühsam atmete. Sie hatten ihm beide keine Antwort auf seine Frage gegeben, es war ihnen von Kindheit auf eine reiche Fülle beschieden gewesen. Wie hätten da Konfidenz über das Mein und Dein in ihnen entstehen sollen? Sie konnten ihn nicht verstehen, und daher war es das Beste, wenn er überhaupt schweige, vorläufig wenigstens.

Freilich, recht war es wieder nicht, so mit einem Geheimnis belastet Wandas Liebe, ihr Vertrauen zu erringen zu suchen. Doch hatte er sich von vornherein in jener Angelegenheit auf einen anderen, als den phylisterhaft bürgerlichen Standpunkt gestellt, und so mußte es — leider auch bleiben.

Eine Uhr schlug hallend dreiviertel. Es ging auf zwölf.

Mit einer geschickten Wendung brachte Gerhard seine Tänzerin aus der Mitte des Saales nach der Richtung, wo man plaudernd promenierte.

Instinktiv empfand er, daß die Demaskierung nicht hier, in Gegenwart all der neugierig forschenden Augen stattfinden dürfe. Und Wanda dachte wie er.

Sie schritten langsam durch die sie umflutende Gesellschaft dahin. Die Festimmung mochte ihren Höhepunkt erreicht haben. Doch auf rauchtem die Wogen der Freude. Allen Orten wurden heiße Liebesblicke getauscht, ein Nicken und Rosen ringsum, welches verriet, daß so manches Liebespaar sich hier zusammengefunden hatte.

Die beiden sprachen nicht mehr, je näher die Entscheidung kam, eine um so fieberhaftere Unruhe bemächtigte sich Gerhards. Er fand

laß der Königin auf Grundlage der G-
tertennung zu regeln sei. — König Leo-
pold kann also ungehindert seine Kinder ent-
erben und sein Vermögen dem Kongostaat ver-
machen.

Westfalen und Rheinland.

**Camen, 23. April. (Die Dienstmühe der Gerichts-
vollzieher.)** Im Publikum ist vielfach die Mei-
nung verbreitet, daß der Gerichtsvollzieher nicht
berechtigt ist, eine Vollstreckungshandlung vor-
zunehmen, wenn er seine Dienstmühe nicht auf-
gebracht hat. Diese Ansicht ist durchaus irrig.
Wohl schreibt die von dem Justizminister erlassene
Dienstamtsverordnung den Gerichtsvollziehern die Tra-
gung der Dienstmühe bei Ausübung ihrer Amts-
handlungen vor; dies schließt jedoch nicht aus,
daß der Gerichtsvollzieher, wenn er auch die
Dienstmühe nicht aufgebracht hat, sich dennoch
in der rechtmäßigen Ausübung seines Amtes be-
findet, sofern er sich auf andere Art, insbeson-
dere durch Vorzeigung der Vollstreckungspapiere
dem Schuldner gegenüber legitimiert. Eine Ge-
richtsvollstreckung in diesem Sinne besagt u. a.:
Daß der Gerichtsvollzieher bei Vornahme von
Vollstreckungshandlungen seine Dienstmühe auf-
zubringen hat, ist lediglich eine Verwaltungs-
vorschrift. Die Nichtbeachtung dieser
Vorschrift hat demnach weder zur Folge,
daß der von dem Gerichtsvollzieher vorgenom-
mene Akt rechtswidrig ist, noch daß dieser
sich nicht in rechtmäßiger Ausübung seines Am-
tes befindet. Legitimiert sich, wie in die-
sem Falle der Gerichtsvollzieher durch Vor-
zeigung seiner Vollstreckungspapiere, so mußte
dem Angeklagten auch zum Bewußtsein kommen,
daß er einen Vollstreckungsbeamten vor sich
hatte.

**Camen, 23. April. (Die Gastpflicht der Eisen-
bahn.)** Auf Grund des Reichshaftpflichtgesetzes
hatte ein Fuhrunternehmer die Verwaltung eines
Eisenbahnunternehmens auf Schadenersatz ver-
tragt. Der Kläger leitete seinen Anspruch daraus
her, daß sein Sohn in Ausübung seines Be-
rufes als Fuhrmann an einem Bahnübergange
vom Eisenbahnzuge überfahren und getötet wor-
den sei. Der Beklagte aber sei seinen Eltern
zum Unterhalt verpflichtet gewesen, die Eisen-
bahnverwaltung sei daher zu verurteilen, ihm
eine lebenslängliche Rente zu zahlen. Die Be-
klagte führt jedoch den Unfall auf eigenes Ver-
schulden des Getöteten zurück. Vom Landgericht
ist der Kläger kostenpflichtig abgewiesen wor-
den. Das Oberlandesgericht kommt jedoch auf
die Berufung des Klägers hin der Ansicht des
ersten Richters nicht beitreten. Denn der Ver-
unglückte sei in dem Augenblicke, als er den Zug
getroffen wurde, durch den Bahnkörper von
seinem Fuhrwerk getrennt gewesen. Um die un-
ruhig verhenden Pferde zu beruhigen und so
ein Unglück zu verhüten, habe er den Bahn-
körper überschritten und hierbei sein Leben ein-
geblüht. Er habe sich in einer Kollision der
Pflichten befunden und zur Rettung anderer Glä-
ter sein Leben in die Schanze geschlagen. Zu
den besonderen Gefahren eines Eisenbahnbetrie-

bes gehöre insbesondere die Schnelligkeit der
Bewegung. Die Eisenbahn habe für allen
Schaden, der innerhalb des Betriebes entsteht,
Die Ansprüche des Klägers seien somit begrün-
det, und die Eisenbahn sei deshalb zum Schaden-
ersatz verpflichtet.

Dortmund, 21. April. (Verschiedenes.)
Eine neue Zechenanlage errichtet unmittelbar
an ihrem hiesigen Werk die Zinkhütte, Aktien-
gesellschaft für Bergbau, Met- und Zinkfabri-
kation zu Stolberg und in Westfalen.

Die zweite Strafkammer verurteilte den Re-
dakteur Dittell von der Dortmunder „Arbeiter-
zeitung“ wegen **Verleumdung des Bankener
Offizierskorps** zu 4 Monaten Gefängnis.

**Hagen, 21. April. Zum Tode verur-
teilt** wurde gestern nachmittag der frühere Bahn-
arbeiter Otto Henkel aus Wetter a. d. Ruhr,
der, wie damals gemeldet, in der Nacht zum
30. März die 34jährige Katharina Gajewski er-
mordet hat. Wegen des an dem Kinde be-
gangenen Sittlichkeitsverbrechens wurde auf 5
Jahre Zuchthaus erkannt.

**Borbeck, 21. April. Ueber den bereits
gemeldeten Mord** berichtet die „Eisener Volks-
zeitung“ noch folgende Einzelheiten: Lehrer P.
kehrte am Samstagabend gegen 1/2 9 Uhr mit
seiner Frau aus der Walschente zurück und
war im unteren Hausflur seiner im Hause
Rechtsstraße Nr. 2 gelegenen Wohnung beschäf-
tigt, die Hausflur, welche am Nachmittag auf-
gestanden hatte, zu schließen, als seine Frau
von der Walschente ihrer in der ersten Etage
befindlichen Wohnung ihm zurief: „Johann,
komm, hier sind Leute!“ Frau P. hatte näm-
lich Geräusch in der Küche gehört. Herr P.,
der inzwischen die Haustür abgeschlossen und
die Mittelstür eingeklinkt hatte, eilte sofort hinauf
seiner Frau zur Hilfe, wurde aber bereits auf
der Treppe von einer Neugierhölle in die
Brust getroffen. Er eilte zurück, um die Haus-
tür aufzuschließen; währenddem erhielt er die
tödlichen Schüsse. Polizeiergeant Blum, der ge-
rade auf dem Bürgersteige am Hause vorbeig-
ing, rief einem der Hülfsenden, weil er ihm
verdächtig erschien, Halt zu; hierauf rief die-
ser: „Da, Lump (oder „Blum“), hast Du auch
noch einen!“ und schloß auf den Beamten, der
in den Oberstufen getroffen wurde. Während
sich Blum unter größten Schmerzen zum nahe-
bei hohnenden Arzt Dr. Köhlschein schleppte,
entkamen die Mordgesellen in der Richtung nach
dem Amtsgericht zu. Der Schall der Schüsse
hatte die Nachbarn alarmiert; Frau P. rief
vom Wohnungsfenster aus um Hilfe, und schnell
hatten sich Hülfsbereite Nachbarn gefunden, die
dann den Verwundeten in seine Wohnung tra-
gen. Der Tod trat bald ein. Die Erregung
der Bevölkerung nahm großen Umfang an; eine
gewaltige Menschenmenge hielt die Rechtsstraße
noch in den späten Abendstunden dicht besetzt.
Der Getötete, ein beliebter und geachteter Lehrer,
war der Sohn eines Bauunternehmers und erst
einige Jahre verheiratet. Die Polizei entfaltet
sofort eine umfassende Tätigkeit. — Von an-
derer Seite wird noch gemeldet: Man vermutet,
daß der Besuch der Verbrecher dem Geschäft
der Firma Fredebeul u. Koenen, das sich in

demselben Hause befindet, bezw. deren Geschäfts-
führer gegolten hat, um dort einen Diebstahl
auszuführen. Sie haben anscheinend angenom-
men, derselbe wohne in der ersten Etage, und
wurden nun von dem Ehepaar P. überrascht.

**Elberfeld, 21. April. Eine originelle
Wette** wurde, wie man den „Elberf. Anzei-
ger“ erzählt, am letzten Freitag spät abends
in einem fidelem Bekehrte abgeschlossen. Man
war, nachdem die üblichen Stammtisch-Debatten
ihren Abschluß gefunden hatten, angesichts des
herrlichen Frühlingswetters auf das Reise-
thema zu sprechen gekommen, was bei verschie-
denen Personen Veranlassung gab, ihrerseits ihre
mehr oder weniger abenteuerlichen Erlebnisse
zum Besten zu geben. Nur einer im Kreise,
ein sonst redegewandter Stammtischler, schwieg
beharrend, was den andern Veranlassung gab,
ihn darob zu necken. Unser Held, im gewöhnlichen
Leben ein ehrlicher Schuhmachermeister der
Nordstadt, erklärte hierauf ganz unerwartet, das
sei alles noch nichts, er sei a. B. bereit, in
demselben Aufzuge wie er sei und ohne einen
Pfennig Geld nach Berlin zu fahren, darüber
großes Erstaunen! Einer im Kreise erklärte
sich sofort bereit, die Wette einzugehen. Als
Siegespreis wurden 20 gute Bullen bestimmt. Un-
ser „Schuster“ wurde nunmehr für die Reise
„vorbereitet“. Angenan mit seiner Arbeitskiste,
aus der das rechte Arie neugierig hervorschaut,
wurde ihm noch eine große, blaue Schürze
angehängen. Als Fußbekleidung trug er ein
Paar Padschuhe mit abgelaufenen Absätzen. Die
Schürze hatte man abgeschnitten. Eine Kopf-
bedeckung wurde ihm überhaupt nicht gewährt.
So ausgerüstet unterwarf man ihn noch einer
gründlichen Disziplin, und nahm ihm seine
Wertsachen, vor allem aber seinen ganzen Ma-
mon ab. Er mußte hierauf noch auf Ehren-
wort verzichten, sich keine Hilfsmittel nachsenden
zu lassen, sondern nur durch Fichten oder Pum-
pen versuchen, das Geld zur Rückreise zu er-
schwingen. Bekannte oder Verwandte besitzt der
tätige Wanderhändler nicht in der Reichshaupt-
stadt. Nachdem noch ein kräftiger Schluck auf
das Wohlgehen des Helben genommen wor-
den war, wurde der „Barhäuptige“ von seinen
Kumpen zur Bahn gebracht, wo er mit dem
ersten Zuge um 7 Uhr 8 Min. am Samstag
Morgens seinem Ziele entgegenkam, nachdem
ihm von einem der Wetteben ein Bilet vierter
Klasse gelöst worden war. Von seiner Ankunft
mußte er telegraphisch oder telephonisch seinen
Gegner in Kenntnis setzen. — Inzwischen ist
unser Reisender am Sonntagabend 12 1/2 Uhr
wieder zu seinen heimatischen Werten zurückge-
kehrt. Diesmal mit Kopfbedeckung. Von seiner
Anwesenheit in Berlin gaben verschiedene Belege
Zeugnis. Seine Bekanntschaft hat ihn auch in der
Hauptstadt nicht verlassen, so daß es ihm auf dem
Potsdamer Bahnhof gelungen ist, sogar von einem
Stationsassistenten das Geld zur Reise zu pum-
pen. Von Bekannten erhielt er auch den Gut-
geschenk. Er hat seine Wette glänzend gewin-
nen.

**Wodde b. Rheine, 21. April. Auf eigen-
artige Weise** kamen hier mehrere Arbeiter zu
Schaden. Während eines Gewitters war am

Bahnhof Rheine-Biesberg eine Kolonne von Ar-
beitern mit dem Schienenlegen beschäftigt. Plötzlich
auf Blitz durchzuckte das schwarze Gewölke. Plötz-
lich ein Strahl und kurzer Donner — der Blitz
war in die Schienen gefahren und hatte diese
entlang seinen Weg gesucht, bis er sich im
feuchten Erdbreich verlor. Großer Schreck be-
mächtigte sich der Arbeiter, davon mehrere, die
gerade eine Schiene anfassten, Brandwunden an
den Händen davontrugen. Ein Arbeiter, der im
Augenblick, als der Blitzschlag die Schienen ent-
lang fuhr, seine Hand mit einem auf den Schie-
nen stehenden Wagen in Verbindung hatte, er-
litt ebenfalls Verletzungen an der Hand. Vor-
schreck war der Kolonnenführer längere Zeit
wie gelähmt.

Ein zweiter internationaler Arbeiterschuttkongress

wird von der Schweizer Regierung bei den
europäischen Kabinetten angeregt. Der erste der-
artige Kongress trat — damals auf Anregung
des deutschen Reiches — am 15. März 1890
in Berlin zusammen. Er war von Vertretern
aller größeren Kulturstaaten besetzt und sollte
sich mit der Frage der internationalen Rege-
lung der Arbeit in gewerblichen Betrieben und
Bergwerken, sowie der Herabsetzung der Frauen-
und Kinderarbeit befassen. Zu bindenden Be-
schlüssen kam es in der Konferenz nicht, doch
hatte sie die Wirkung, daß die Frage des in-
ternationalen Arbeiterschutzes auf der Tages-
ordnung blieb. Nachdem schon 1895 die Schwei-
zer Regierung — allerdings ohne Erfolg —
die Gründung eines internationalen Arbeits-
amtes angeregt hatte, befaßten sich mit der
gleichen Frage im Jahre 1897 die interna-
tionalen Arbeiterschuttkongresse in Zürich und
in Brüssel. Zu einem positiven Erfolge kam
es im Jahre 1900 gelegentlich der Pariser
Weltausstellung, als hier ein neuer Kongress
abgehalten wurde. Hier wurde die „Internatio-
nale Vereinigung für geistlichen Arbeit-
schutz“ begründet. Die Ansichten für einen neu-
en Kongress, sind angesichts der geschäftlichen
Entwicklung, die wertvolle Vorarbeiten geleistet
hat, wesentlich besser als bei den ersten
Verhandlungen. Es ist ferner über eine Reihe
von Fragen inzwischen in vielen Staaten eine
größere Klärung der Ansichten erfolgt, als dies
im Jahre 1890 der Fall war. Man wird sich
heute beispielsweise viel leichter über gemein-
same Maßnahmen bezüglich des Arbeiterschutzes,
sowie der Verwendung von Phosphor und Blei
in gewerblichen Betrieben verständigen können,
als dies damals der Fall war. Deutschland
hat dem Vorschlage zur Abhaltung des Kon-
gresses bereits zugestimmt, die meisten übrigen
Staaten werden folgen, sobald die Verwirklichung
der ersten internationalen Vereinbarungen über
Arbeiterschutz in den Bereich der Möglichkeit
gerückt ist.

daß gar keine Erklärung, und doch vermochte
er die Bein nicht zu bannen.

Ein von allerhand duffigem Grün umran-
tes Plätzchen war bald gefunden. Schlanke
Champagnerkelche standen bereit und in einem
Eiskühler harrten mehrere Flaschen, deren Et-
iketts eine exquisite Marke verrieten, ihrer Be-
stimmung.

Wanda ließ sich auf einem bequemen Stuhl
von grünem Korbgewebe nieder. Eine süße
Müdigkeit empfing sie. Etwas gedämpft klan-
gen die Stimmen fröhlicher Harlekins und
anderer übermütiger Gesellen herüber.

In der Nähe schien niemand zu sein.

Gerhard füllte die Gläser und Wandas
jüngere, leuchtender Blick hing an seiner ed-
len, hohen Gestalt, die ihr bekannt erschien, ohne
daß es ihr gelungen wäre, sich der Persönlich-
keit des Spaniers auch nur annähernd zu er-
innern.

Da schlug es zwölf. Ein unbeschreiblicher
Jubel und Trübel brach los. Die beiden in
ihrem lauschigen Versteck saßen sich an.

Mit einer von freudiger Erregung diktiert-
ten Geste löste Wanda die Maske und Gerhard
tat dasselbe.

Abstrichlich hielt sie noch den Kopf gesenkt,
die Augen halb geschlossen, ein anmutiges
Lächeln um die vollen, stolz geschwungenen
Lippen.

So schön und anbetungswürdig war sie
Gerhard nie zuvor erschienen. Er stand und
warierte auf sein Glück.

Da blickte Wanda auf. Ein Schrei entrang
sich ihren Lippen, sie erhob sich zitternd, und
doch wie einem übermächtigen Zwange fol-
gend. Als habe sie nicht recht gesehen, hastete
ihr Auge noch einmal auf seinem bleichen,
Sehnacht verräthenden Gesicht.

„Wanda!“ bat er leise, mit erstarrter
Stimme, aber im Tone äußerster Entrüstung
unterbrach sie ihn.

„Das ist empörend, unerhört! Wie durf-
ten Sie das wagen!“, sie lachte zornig, mit
einer unendlichen Verachtung im Tone, auf, „ich
frage noch! Aber daß ein solcher Mensch, ein
elender Dieb sich dreist darf.“

„Wanda!“

Schmerz und unbeschreibliches Weh, aber
auch eine erste Warnung lag in dem einen
einzigsten Wort, mit dem er sie gleichsam zur
Reue stellte.

„D.“ rief sie grollend, „wollen Sie mir auch

noch was? Ich kenne Ihr Geheimnis, das
Sie mit jedem — Entzehrten auf eine Stufe
stellt!“

Sein Gesicht war weißer als der Marmor
der Tischplatte. Wanda sah aber nur seine
Augen, die völlig entseht, mit einem Aus-
druck, der ihr schneue Furcht verursachte, auf sie
gerichtet waren.

Etwas wie schmerzliche Teilnahme wollte
sich in ihr regen, aber der Zorn, eine so gründ-
liche Enttäuschung zu erfahren, und ein Ver-
langen, sich dafür zu rächen, ihn recht tief zu
demütigen, erstickten die bessere Regung.

„Ja, ja, ich kenne den „ehelichen“ Fieber
von Papas Briefstafel, die er damals bei
dem Meinen verlor. Ich sah es, wie Sie die
wohlgefüllte Tasche aufnahmen und in der
Tasche Ihres abgetragenen Leberziehers ver-
schwinden ließen. Ich habe meinem Vater da-
mals auch Ihr Gesicht sehr genau beschrieben,
aber was konnte ihm das helfen — jahrelang
sah ich Sie nicht wieder, und als ich dann hier
in unseren Kreisen, in der besseren Gesellschaft
mit Ihnen zusammentraf, da schwieg ich aus
Rücksicht auf Ihre Familie. Ich habe Sie ge-
mieden, wie man das Höfliche meidet, und Sie
wagten es, nicht nur in meine Nähe zu kom-
men, sondern mich glauben zu machen — ohn-
mächtiger Groll erstürte ihre Stimme.

Ein Blick finstere, unerträglicher Pein ließ
sie verschwinden. Die Augen dort ließen sie in
tiefster Seele erbeben. Doch um so tiefer
wollte sie ihn verachten, der so verwegen war,
auf eine Wanda Altmann seine Wünsche zu
richten.

Sie nahm ihre Schleppe zusammen, um mit
einer unendlich hochmütigen Haltung an ihm
vorbeizugehen.

Gerhard vertrat ihr den Weg.

Mit gefreuten Armen stand er vor ihr,
ein düstere Feuer in den braunen Augen, die
so gültig blickten konnten.

„Gut, ich gebe alles verloren. Von Ihrer
stolzen, sicheren Höhe herab können Sie nicht
beurteilen, daß es solche unseligen, nachdunk-
len Stunden giebt.“

Ihr herglosses Lachen unterbrach ihn. „Ah,
daher die bescheidene Anfrage vorhin, wie ich
über dunkle Stunden denke! Nun, die Antwort
soll nicht ausbleiben, mein Herr. Ich halte
fest an der Meinung, daß nur der Mensch
Hochachtung verdient, der sich selbst treu bleibt,
denn gerade die Stunden der schweren Prüfung

treten an uns heran, um das Gold des Her-
zens auf seine Echtheit hin zu erproben. Jetzt
haben Sie meine Ansicht, und nun geben Sie
den Weg frei.“

„Nein, gnädiges Fräulein, Sie müssen mich
auch anhören. Dem ärgsten Sinder gestattet
man es, sich nach Möglichkeit zu rechtfertigen.“

„So gehen Sie zu dem Staatsanwalt, der
wird Sie geduldiger anhören, als ich.“

Er sah sie jetzt ruhiger, mit einem son-
dierenden Blick an. „Sie haben gar keinen
Grund, mich zu verachten“, sagte er nach-
denklich, mit der Hand über den dunklen, präch-
tigen Bart gleitend, „denn auch Sie würden
eine solche Schicksalsprüfung schlecht be-
stehen.“

„Diese Prüfung möge nur kommen“,
meinte Wanda hoheläufig, „sie wird mich be-
reit finden. Ich bin meiner absolut sicher in
jeder Lage des Lebens.“

„Das klingt vermessend, Sie hätten es nicht
aussprechen sollen.“

Mit einem unnahbaren Ausdruck warf sie
den schönen Kopf zurück. „Geben Sie jetzt den
Weg frei, oder wünschen Sie einen Eklat? Ich
rufe um Hilfe, wenn Sie es versuchen, mich
länger hier zurückzuhalten!“

„Bitte, tun Sie das nicht, Sie würden nur
sich selbst schaden — Sie würden es auch be-
reuen.“

Sie schwieg und blieb. Ein Etwas, über
das sie sich nicht klar ward, zwang sie dazu.
Vielleicht war es der heimliche Wunsch, ihn
entschuldig, gewissermaßen gerechtfertigt zu
sehen, vielleicht auch bewegte sie anderes. Wer
dürfte es wagen, die Mästel und Tiefen einer
Frauenssee gleichsam im Fluge zu beurteilen!

Ein Sturm durchbrauste sie. Was alles
stritt in ihrer Brust. Zorn und Haß, qual-
volles Weh und eine fast wilde Auflehnung
dagegen. Jedenfalls war es mit der Ruhe, der
kalten Abgeschlossenheit vorbei. Das kam ihr
freilich noch nicht zum Bewußtsein, sonst würde
es sie noch mehr erschreckt und verwirrt ha-
ben.

Ringsum ertönte Gläserklingen und ein
lautes Beglückwünschen, mit tollen Scherzen
beglückwünschten die Clowns und Narren die Träger
elegantier Masken, das Amüsament schien sich
noch zu steigern.

Die beiden vernahmen nichts davon. Nur

ein dumpfes Brausen um sie her, von dem
sie nichts verstanden.

Für Gerhard mochte die Stunde trotz aller
Qual eine Art Erlösung bedeuten. Er durfte
sich das peinvolle Geheimnis, an dem er wie
an einer Kette schleppte, vom Herzen herunter-
sprechen.

Dann war es kein Geheimnis mehr. Das
mußte eine Wohltat sein, wie auch das Urteil
der strengen Richterin lauten mochte.

„Mein Vater“, begann Gerhard nach einer
kurzen Pause, „war ein kleiner Beamter, dessen
Einkommen es ihm nur eben ermöglichte, sei-
nen Kindern eine gute Erziehung zu geben. Nach
Absolvierung meines Abiturs wurde ich
bei einem Bankier untergebracht zur Erwerbung
kaufmännischer Kenntnisse.“

Kurz nach Beendigung meiner Lehrjahre
starb mein Vater. Ich bezog damals ein Sa-
lar, von dem ich mich notdürftig fassen und
meine Stiefelrechnungen bezahlen konnte.

Meine arme Mutter war vorummer und
Sorge kaum noch ein Schatten von dem, was
sie früher gewesen. Da mein Vater Privat-
Angestellter gewesen war, so konnte meine
Mutter Anspruch auf eine Pension nicht erhe-
ben und wir gerieten ins tiefste Elend.

„Das spricht sich so leicht, so glatt aus —“
Gerhard hielt inne, Wanda wagte einen schenen
Blick zu ihm hinüber, vor dessen innerem Auge
sich ein Bild düsterer Verzweiflung nach dem
andern entrollen mochte — „für den gebilde-
ten Menschen ist es doppelt grausam, elend,
aller Varmittel beraubt zu sein.“

„Was habe ich gelitten, wenn ich, heim-
kommend, von meiner armen Mutter, deren
Stimme schon keine Festigkeit mehr besaß, hö-
ren mußte, daß das Schmalz nicht ausreichte
und für so und soviel Tage trockenes Brot in
Ausicht stehe.“

Es schien auch, als seien wir alle mit ein-
ander dem Verderben geweiht, denn was wir
auch begonnen, schlug fehl.

Mein Fahrrad wurde mir gestohlen, das
Klavier — unsere einzige Freude — verkauft,
ohne daß wir mehr, als eine unbedeutende An-
zahlung dafür erhalten hätten, wir waren raffi-
nierten Betrügern in die Hände gefallen.

So ging es fort, meine Schwester übernahm
Naharbeiten, war Tag und Nacht tätig, bis sich
ein qualvoller Husten einstellte, der sie zwang,
sich die notwendige Ruhe zu gönnen.

Dann kam der furchtbare Schlag. Mein

Vermischtes.

— **Von einem Anschlag** gegen einen Eisenbahnzug, über den bisher noch nichts bekannt geworden ist, giebt eine Bekanntmachung Kunde, die, wie der Täglichen Rundschau gemeldet wird, der Erste Staatsanwalt aus Benthien erläßt. Danach hat die Eisenbahndirektion eine Belohnung von 1000 Mk. für die Ermittlung derjenigen Person ausgesetzt, die drei Dynamitpatronen auf die Schienen des Staatsbahngeländes Lantafeld-Georgow gelegt hat.

— **Von einem zweiten**, noch schlimmeren Lawinenunglück als dem in vor. Nr. gemeldet, wird aus Berlin telegraphiert. Danach zerstörte Dienstag in der Gemeinde Proglato eine Lawine eine Anzahl Hütten, in denen Bergarbeiter Unterkunft gefunden hatten. Ungefähr hundert Arbeiter wurden verschüttet, von denen sich nur 25 retten konnten. Mittwoch morgen versuchten die Anwohner, unterstützt von Truppen, trotz des herrschenden Unwetters zu der Unglücksstätte zu gelangen, um den verschütteten Arbeitern zu Hilfe zu kommen.

— **Britische Arbeiterkongresse.** Anfang April fand in Cardiff der Kongreß der „Unabhängigen Arbeiterpartei“ und in Burnley die Jahresversammlung der „Sozialdemokratischen Föderation“ statt. Beide Tagungen sprachen sich in sehr entschiedener Weise gegen die Sozialpolitik der Regierung aus, namentlich gegen das neue Schulgesetz, die geplante Milderung der Finanzpolitik und die Zulassung chinesischer Arbeiter in den südafrikanischen Kolonien. — Man erwartet, daß nach den noch in diesem Jahre stattfindenden Neuwahlen zum Parlament die Macht der Konservativen gebrochen und damit die Möglichkeit geboten sein wird, den Ausbau der Arbeiterschutzgesetze weiter fortzuführen, sowie die Milderung des Gewerkschaftsgesetzes zu erlangen, nach welchem gegenwärtig die Arbeiterverbände für Streiks haftbar sind. — Beide Kongresse betonten die Notwendigkeit einer selbständigen Arbeiterpolitik.

— **Des Zaren „Herz“.** Von der unglaublichen Unwissenheit und Beschränktheit russischer Soldaten zeugt das folgende frappante Beispiel, das sich der „Daily Mirror“ aus Moskau berichten läßt: Kurz nach dem Ausbruch des Krieges sandte der Zar an den Admiral Alexejew ein Telegramm, in dem er seine Truppen dem Schutz der Vorsehung empfahl und mit den Worten schloß: „Mein Herz ist bei meinen tapfern Truppen.“ Dieses Telegramm wurde auf der Parade vor allen russischen Soldaten und Matrosen verlesen. Eine Anzahl sehr unwissender Soldaten aus Wlaska faßte die Botschaft wörtlich auf, und es verbreitete sich das Gerücht, daß der Zar, um seine Truppen zu ermutigen, sein Herz herausgenommen und es in einer goldenen Kapsel mit der sibirischen Eisenbahn geschickt hätte. Es hieß, er hätte das mit Hilfe von Vater Johann von Kronstadt getan, der anstelle des ursprünglichen Herzens das von St. Nikolai dem Wunderthäter gesendet hätte, das

in einem Kloster im Norden Rußlands aufbewahrt wird. Einige Tage darauf entdeckte man, daß das Schloß der Regimentskassie aufgebrochen, aber der gesamte Inhalt unberührt war. Als das ganze Regiment mit Strafe bedroht wurde, wenn nicht der Name des Schuldigen verraten würde, gestand ein Soldat Namens Serefschow, daß er die Kassie geöffnet habe. Serefschows Kameraden hatten erklärt, daß niemand das Herz des Zaren sehen und am Leben bleiben könne, und da der Soldat seinen Mut zeigen wollte, hatte er das Schloß aufgebrochen, fand aber zu seinem großen Erschrecken nur Geld und Papiere; Serefschow überlebte nicht nur das Öffnen der Kassie, sondern auch die zwanzig Streiche, die er zur Strafe für seinen „Veldemut“ bekam.

— **Auf der Lokalbahn** Gladungen-Mellrichstadt gab am Sonnabendabend kurz vor der Station Heufurt des um 10 Uhr 5 Min. aus Gladungen abgegangenen Zuges der Lokomotivführer Grimm auf den Heizer Groetsch, welche seit längerer Zeit in Feindschaft miteinander lebten, mehrere Schüsse ab und sprang dann aus dem in voller Fahrt befindlichen Zuge. Der Heizer, welcher durch 3 Schüsse am rechten Arme verwundet ist, führte den Zug bis zur Endstation Mellrichstadt weiter und begab sich sodann in ärztliche Behandlung. Der Lokomotivführer Grimm wurde später schwer verwundet im Walde aufgefunden. Die Verletzungen hatte er sich in selbstmörderischer Wut beigebracht.

— **Auf dem Züricher See** ertranken zwei Studenten, deren Schiffe der Sturm umgeworfen hatte. Ein Gymnasiast, der schon bei der Katastrophe am Ritz Blas mit knapper Not davongekommen war, rettete sich.

— **Eine seltsame Wette** bildete vor einigen Tagen das Hauptthema der Unterhaltung in Antwerpen. Ein Engländer — Besitzer einer dortigen Tabakne — hatte dem Besitzer des deutschen Restaurants gegenüber geäußert, die deutschen Kellner seien die ungeheuersten der Welt. Der Restaurantwirt bestritt das und so kam es zu einer Wette, bei der der Engländer sich verpflichtete, 500 Franken demjenigen deutschen Kellner zu zahlen, der in 24 Stunden 2000 Schnitte Brot schneiden, mit Butter bestreichen und mit Roastbeef belegen würde. Ein Kellner des deutschen Restaurants nahm die Wette an und begann am 8. April, morgens um 6 Uhr, vor einem zahlreichen Publikum die Arbeit. Um 2 Uhr nachts, also nach 20 Stunden, war das zweitausendste Butterbrot fertig; mit stark geschwollenem Handgelenk hatte der Kellner die Wette gewonnen. Die 2000 Butterbrote erhielten die Armen.

— **Das Land mit den meisten Postbeamten** ist Deutschland. Das Meer seiner Beamten für Post- und Telegraphie zählt nach der neuesten Zusammenstellung des Weltpostvereins 242 000 Köpfe. Es wird darin von den Vereinigten Staaten von Nordamerika fast erreicht, die 239 000 Postbeamte haben. In dritter Stelle steht Großbritannien mit 184 000. Alle übrigen Staaten des Weltpostvereins haben weniger als 100 000 Postbeamte.

— **Verhängnisvoller Irrtum.** Drei Privatförster in Sevelen bei Gelsen hatten sich

verabredet, Wilderer abzufangen. Bei eintretender Dämmerung nahmen sie ihre Posten ein. Aus irgend einem Grunde näherte sich später ein Förster seinem Kollegen. In der Dunkelheit hielt dieser ihn für einen Wilderer und feuerte einen Schuß ab, der den vermeintlichen Wilderer in die Knie traf. Schnell entschlossen feuerte dieser nun auch zwei Ladungen ab, da er glaubte, daß ein Wilderer ihn geschossen habe. Er schoß seinem Kollegen in die Lunge und gab ihm eine volle Ladung in die Brust. Der eine der Förster liegt im Sterben.

— **Psychologie der Ehe.** In einem „Grußwort“ beitelten Auffatz von Leo Berg in der Berliner Halbmonatsschrift „Ernstes Wollen“ lesen wir: „Das Verhältnis der Geschlechter verfeinert sich mit dem besseren gegenseitigen Verständnis. Der beste Mann, wenn er nur größerer Natur ist als seine Frau, und diese nicht genug versteht, wird und muß sie auf tausendfache Art quälen, ohne daß er es weiß; wie umgekehrt die bravste Frau tausend Mittel hat, ihren Mann zu martern, wenn sie sich nur der Aufgabe entzieht, auf seine Eigenart einzugehen. Deshalb sind die ersten Jahre der Ehe oft Kriegejahre, und die Ursache des Gezänks ist gewöhnlich der reine Unverstand. Sie fallen sich gegenseitig auf die Nerven, und jeder hält die Empfindlichkeit des anderen für lächerliche Annahme oder Blödsinn. Auch viele Grausamkeiten gegen das Kind sind nur zu erklären aus unserer großen Unkenntnis seiner Psyche. Die Menschen werden schaudern, wenn sie plötzlich begreifen, was sie bei aller Liebe in ihrem Unverstand mit ihren eigenen Kindern, namentlich in den Entwicklungsjahren, anrichten. Da wir das Kind so ziemlich zur Rechtlosigkeit verurteilt haben, unsere eigene Kindheit aber so schnell zu vergessen pflegen, und das Leiden des anderen nur dann verstehen, wenn es sich in einer uns verständlichen Sprache äußert, so wissen wir nicht, was wir ihm antun, zumal wenn wir noch seine Schmerzensrufe gewaltsam unterdrücken. Können die Tiere reden, so würde ein großer Teil aller Tierquälereien von selber aufhören. Stumme Tiere, wie Fische und Vögel, werden wohl am längsten auf humane Behandlung warten müssen.“

— **Ein schreckliches Unglück** hat in Moskau bei Weinungen die junge Frau des Mühlenbesizers Salzman betroffen. Sie wollte, der „Mestg.“ zufolge, die Beitsche ihres kleinen Sohnes, die in der Nähe des Wasserrades in den Mühlbach gefallen war, aus dem Wasser herausheben, wobei sich ihre Kleider an der Welle der Kreissäge verwickelten. Der Körper der Unglücklichen wurde mit furchtbarer Gewalt herumgeschleudert und eingeknickt, so daß schließlich das ganze Triebwerk stehen blieb. Die Frau war so gräßlich verstümmelt, daß sie nach wenigen Augenblicken ihren Geist aufgab. Der Müller Salzman verlor erst im vorigen Jahre einen Knaben durch Ertrinken.

— **Die fünf Matrosen der Nacht** „Frasquita“, die den „Kaiser der Sahara“ Jacques Lebandy auf Schadenersatz verklagt hatten, haben, wie die „Köln. Ztg.“ aus Paris meldet, von der Weiterführung des Prozesses abgesehen, nachdem zwischen ihren

Anwälten und dem Beklagten eine glückliche Einigung erzielt worden ist. Sie erhalten 50 000 Franks Entschädigung und stellen nun die Zivil- und Straffälle ein. Es heißt, Lebandy habe darauf bestanden, in der Quittung über die empfangenen Gelder ausdrücklich in seiner hohen Eigenschaft als Wiktenkaiser angeführt zu werden, so daß die Quittungen gelaute hätten: Reçu de sa Majesté l'Empereur du Sahara la somme de . . . usw.

— **Ein lustiges Verhör.** Der „Daily Telegraph“ giebt folgenden hübschen Dialog zwischen einem Staatsanwalt und einem Zeugen aus einem kürzlich geführten Prozeß wieder. Der Staatsanwalt fragte: „Haben Sie — ich weiß, Sie haben nicht, aber ich muß Ihnen die Frage stellen — am 24. — es war nicht der 24., sondern der 25., aber das falsche Datum beruht auf einem Irrtum in den Akten — den Beklagten gesehen?“ Eigentlich handelt es sich nicht um den Beklagten sondern um den Kläger, denn es liegt eine Gegenklage vor, aber das verstehen Sie nicht — also: Ja oder nein?“ Die einzige Antwort des so befragten Zeugen war ein langgebehntes: „Was?“

— **Weißlicher Kapitän.** Eine Leichenschau in Staten Island führte zu der Entdeckung, daß Kapitän Tweed, der lange Jahre den Atlantischen Ozean durchkreuzt hatte, ein Weiß gewesen ist. Man hatte sich zwar häufig über die vollständige Weißheit des Kapitäns gewundert, aber niemals einen derartigen Verdacht geschöpft.

— **Kulturfortschritt in China.** Von der Einfahrt des ersten Zuges der Schantungsbahn in Tsinaufu erzählt der „Dial. Lloyd“ folgende niedliche Episode. Als der Zug auf dem Bahnhof in Tsinaufu ankam, spielte die chinesische Kapelle die lustige Weise:

Stehste wollt, da kommt er,
Lange Schritte nimmt er,
Stehste wollt, da ist er schon.
Und da will noch jemand behaupten, man
wäre in China nicht auf der Höhe der Zeit?

— **Wetter-Vorzeichen.**
Auf Grund der Berichte der deutschen Seewarte.
24. April: Wolkig, ziemlich kühl, teils heiter, streichweise Regen.
25. April: Meist bedeckt, normal, Regenschauer.
26. April: Veränderlich, windig, ziemlich kühl, Neigung zu Gewittern.
27. April: Unwetternd, feucht, kühl, streichweise Gewitter.

Stb. Molatze
Wollwusch, Paris
Seidenstoffe von 75 Pfg. per Meter
- an. Muster portofrei.
Deutschlands größtes Spezialgeschäft -
NICHOLS & Co. BERLIN SW. 10
Leipzigerstrasse 43, Ecke Markgrafstrasse.
Bismarck-Fabrik
in Oranienburg
b241

Druck und Verlag von C. May in Göttingen.
Verantw. Redakteur Fr. Meyer, Göttingen.

Chef kündigte mir meine Stellung.“

„D, mein Gott,“ seufzte Wanda, und große Tränen liefen über ihre erbläuten Wangen.

„Es bestanden oft Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Herrn Bankier und mir. Es war nur ein kleines, untergeordnetes Haus und ich die rechte Hand des Chefs.“

Ich gewann Einblick in seine Operationen und das kaufmännische Talent regte sich in mir mit starkem Drange. Ich sah viel klarer, als mein Vorgesetzter, mit einer geradezu verblüffenden Sicherheit erkannte ich Erfolg oder Verlust im voraus. Nicht immer verbar ich meine Meinung. So mochte ich dem Herrn als Untergeordneter unangenehm erscheinen und er gab mir einfach den Laufpaß.“

„Wie unverständlich!“ sagte halb laut Wanda, „er hätte sich Ihre vorzüglichen Eigenschaften doch nutzbar machen können.“

Herhard lächelte bitter. „Mir hätte die Sphäre der Armut an. Wäre ich aus einer angesehenen Familie gewesen, so würde man meine Vorzüge in alle Welt hinausposaunt haben, das können Sie mir glauben. Aber einem armen Teufel rechnet man leicht alles zum Nachteil an, sobald er sich ein wenig über die Alltätigkeit erhebt.“

Nun war ich stellunglos und das brennende Verlangen nach Selbstbetätigung in mir. Tag und Nacht träumte ich mich in die Lage hinein, selber Chef und Gebieter zu sein, stundenlang konnte ich so vor mich hin brüten, und wenn meine Mutter mich aus diesem Zustande wachrückelte, und ich sah in ihr vergrämtes, trübseliges Gesicht, dann zürte ich mir und der ganzen Welt.

Ich bemühte mich auch redlich, wieder eine Anstellung zu erlangen, auch das mißlang.“

Er starrte, von den düsteren Erinnerungen eingenommen, eine Weile zu Boden, dann raffte er sich wieder auf.

„Ja, so war es, den Untergang vor Augen, mit dem Gedanken an den Tod fest vertraut, ging ich an jenem Herbsttage, kaum wissend, wohin ich meine Schritte lenkte, inmitten eines stetig anwachsenden Menschenstromes, nach dem Anger hinaus, wo das Rennen stattfand. Die Vorgänge dort draußen erregten mein Interesse nicht, denn ich war wie ein Schlafwandler.“

Inmitten der Menge schlug auch ich den Heimweg an. Als ich über den Fahrweg wollte, versperrte eine Equipage, um die sich mehrere Herren drängten, meinen Weg. Ich hätte um

den Wagen herumgehen können, aber ich wartete gedankenlos, halb betäubt in meinem Unglück. Da rollte die elegante Kutsche davon, vor meinen Füßen aber lag eine umfangreiche Brieftasche. Mit der Deutegier eines Raubtieres blickte ich mich danach und steckte sie unter meinen Rock, sie mit dem dagegepreßten Arm festhaltend. Der Vorgang war von niemand bemerkt worden.“

„Ich beobachtete ihn,“ sagte Wanda, „ich stand mit mehreren Schulfreundinnen bei einem nur wenige Schritte entfernten Wagen plaudernd und scherzend. Sie waren mir schon vorher aufgefallen. Ihr bleiches Gesicht und Ihre unbewußt glänzenden Augen erregten ein Furchtgefühl in mir. Ich sah auch, daß Sie sich bückten, was Sie aber aufgenommen hatten, das ward mir erst klar, als Papa zu Hause seine Brieftasche, die ein Vermögen enthielt, vermisste. Der Verlust hat ihn damals schwer getroffen.“

„Aber, drei Menschen, hat das Geld vor dem sicheren Untergange bewahrt. Ich las die Bekanntmachungen in den Zeitungen, daß der Finder gesehen und erkannt worden sei, und in stummer Resignation, der Brieftasche nur wenige Mark entnehmend, erwartete ich wochenlang mein Schicksal.“

„Ich konnte meinem Vater nur Ihr Gesicht beibringen,“ erwiderte Wanda, „erst nach Jahren kam ich Ihnen wieder begegnet. Ich erkannte Sie sofort, unterließ es aber, Sie zu benutzieren, weil ich mir sagte, daß Sie Ihre Strafe ohne dies erhalten werden.“

Gerhard schien sie kaum zu hören, sein Blick tauchte in die Vergangenheit. „Langsam erholte ich mich von meinem Leiden,“ fuhr er, ihren Einwurf unbeachtet lassend, fort, „nachdem ich den Kampf in mir überwunden. Es war ein grausamer Konflikt, der mich mehr und mehr verwirrte und mich zu der unredlichen Aneignung des Geldes trieb. Wie gern wäre ich zu Ihrem Vater gegangen, um ihn himmelhoch zu bitten, mir das Kapital auf bestimmte Jahre zu verleihen. Er würde mich einfach ausgelacht, für einen Hochstapler gehalten haben, nicht wahr, mein gnädiges Fräulein?“

Da Wanda nicht antwortete, sondern nur stumm, verächtlich die Achsel zuckte, fuhr Gerhard fort:

„Das Geld brachte mir Glück, o, und viel reine Freuden. Meine Mutter, meine arme, liebe Mutter sah ich zu Gesundheit und Kraft zurückkehren, meine Schwester wuchs zu einem fröhlichen, guten Menschen heran, wir alle waren gerettet durch das fremde Geld.“

„Das Sie in Ihrem Besitz behielten, anstatt es später seinem Eigentümer zurückzustellen.“

„Sie urteilen sehr rasch und lieblos,“ entgegnete Gerhard vorwurfsvoll. Er zögerte noch, ihre Ränke und Verachtung taten ihm weh. „Ich fandte das Kapital bei Heller und Pfennig unter Zuschlag von vier Prozent Zinsen an Ihren Vater zurück, gnädiges Fräulein, ist Ihnen diese Tatsache ganz unbekannt?“

Ihre Erschütterung, deren sie bisher vergeblich Herr zu werden versucht hatte, wich einem ehelichen Jörn. Ihre Augen blühten.

„Welch eine wohlfeile Lüge!“ rief sie, bleich bis in die Lippen. Von einer solchen Sendung an meinen Vater wüßte ich, und ich behaupte, daß er das Geld nicht zurückgehalten hat.“

Ueber Gerhards Stirn flog eine dunkle Rote. Ernst prüfend sah er in das leidenschaftlich erregte Mädchen Gesicht vor ihm. „Nein, auch Sie würden sich in einer dunklen Stunde nicht bewähren,“ sagte er noch einmal, „wer so unbesonnen beleidigt und sich so leicht vom Schein täuschen läßt, darf auch seiner selbst nicht sicher sein.“

Die kühle Anschuldigung raubte ihr momentan die Sprache. Doch schon stammten Groll und Auflehnung mächtiger als noch vorher in ihr empor. „Daß diejenigen, welche den Anspruch auf Achtung verloren haben, mit Vorliebe andere herabzuziehen versuchen aus ihrer reinen, neidischen Höhe.“

„Und daß Menschen, welchen ein glütiges Geschick Prüfungen ersparte, so gern auf eine Kraft pochen, die zu beweisen sie noch nie Gelegenheit fanden. Hüten Sie sich, Fräulein, Altman. Ihr rascher Sinn scheint mir nicht die Gewähr für einwandfreies Handeln zu bieten, falls Sie in einen Konflikt geraten sollten. Und einmal tritt das unbarmherzige Leben fordernd an jeden heran. Wenn Sie eines Tages gleichfalls vor dem Kampf stehen, werden Sie an diese Stunde zurückdenken, und, sofern Sie sich nicht bewähren, bitter bereuen, was Sie mir heute getan.“

„Das ist unerhört!“ Sie werden es nicht wieder wagen, mich anzusprechen. Und daß Sie es nur wissen: ich bin meiner absolut sicher.“

Und sollten mir dunkle Stunden befehlen sein, so würde ich mich eher töten, als verächtlich machen.“

Wie schön sie war in ihrer Erregung und Ueberhebung und wie unerreichbar für ihn! Er sah sie bewundernd und gramvoll zugleich an. „Wie klug Sie sind, umgeben von Glanz und Reichtum,“ sagte er bitter, „und wie herzlos.“ Nur ein sprühender Blick traf ihn noch. Dann wandte sie sich rasch zum Gehen. Sie war dieser Szene nicht gewachsen, alles in ihr wirrer Kampf, heftige Gereiztheit. Unwissend war sie mit sich, wie nie zuvor.

Daß und Verachtung, die sie seit jener unseligen Stunde gegen einen Dieb genährt, begannen zu wanken, wie Gischollen auseinander zu treiben, und zwischen durch ein hellauflühendes Empfinden in ihrer Brust wie Frühlingssahnen und Maienzauber.

Von heimlichem Schreck durchzittert, blieb sie stehen inmitten des ihr unwegsamen Trebens. Jener Mann hatte ihr seine Liebe verraten, empfand sie etwa Glück, Herzensfreude darüber?

Wahnsinnig wäre es gewesen! Nein, nein, nur die Ungewöhnlichkeit der Stunde, des ganzen Erlebnisses trieb ihr das Blut so rasch durch die Adern.

Dort nahte sich ihr der erotische König. Die Maske fehlte und nun sah sie ungehindert in das schöne, ehedemige Gesicht des Fürsten. War er nicht ritterlich und liebenswert trotz seines weißen Bartes?

Und mit einer Hast und sichtslichen Erleichterung, die dem König nur schmeichelt sein konnte, nahm sie seinen Arm.

Schützen wollte sie sich vor jenem Element, vor den fremden, dunklen Gewalten um jeden Preis.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitgemäßer Seufzer. Betrunkener: „Das ist auch wieder so eine bunte Erfindung, diese elektrische Beleuchtung! . . . Wie gemütlich hat man sich früher an so einem Laternenplatz anlehnen können!“

Zeitgemäße. A. (zum Komponisten): „Wird sich deine neue Operette nicht entzählen? . . . aber sei einmal aufrichtig: ist die Musik auch wirklich von dir?“

Komponist: „Es ist noch nicht entschieden! . . . Ich führe darüber noch einen Prozeß!“